

universitas

DAS MAGAZIN DER UNIVERSITÄT FREIBURG, SCHWEIZ | LE MAGAZINE DE L'UNIVERSITÉ DE FRIBOURG, SUISSE

02 | 2024

Schutzpatron des Seislerlütschen 8
Christian Schmutz aka «de Schmutz»

Fussball: Spiegel der Geschichte 46
Ein Ball, der mehr kann als Tore schiessen

Unique université bilingue 57
Toujours le bon slogan?

**UNI
FR**
■

UNIVERSITÉ DE FRIBOURG
UNIVERSITÄT FREIBURG



Vertrauen

Un équilibre fragile

cafés scientifiques 2024 – 2025

Echanges conviviaux
entre grand public,
scientifiques et expert·e·s
issu·e·s d'horizons divers
un mercredi par mois au
Nouveau Monde

Programme disponible fin août sur
unifr.ch/cafes-scientifiques



Impressum

universitas

Das Wissenschaftsmagazin
der Universität Freiburg
Le magazine scientifique
de l'Université de Fribourg

Herausgeberin | Editrice

Universität Freiburg
Unicom Kommunikation & Medien
www.unifr.ch/unicom

Chefredaktion | Rédaction en chef

Claudia Brühlhart | claudia.bruehlhart@unifr.ch
Farida Khali (Stv./adj.) | farida.khali@unifr.ch

Art Direction

Daniel Wynistorf | daniel.wynistorf@unifr.ch

Adresse

Universität Freiburg
Unicom Kommunikation & Medien
Avenue de l'Europe 20, 1700 Freiburg
www.unifr.ch

Online | En ligne

www.unifr.ch/universitas

Autor_innen | Auteur-e-s

Lovis Noah Cassaris | lovis.cassariss@unifr.ch
Christian Doninelli | christian.doninelli@unifr.ch
Matthias Fasel | matthiasfasel@hotmail.com
Pierre Jenny | pierrejenny@bluewin.ch
Patricia Michaud | info@patricia-michaud.ch
Andreas Minder | a.minder@bluewin.ch
Daniel Saraga | danielsaraga@saraga.ch
Ori Schipper | ori_schipper@sunrise.ch

Titelbild | Image de couverture

Keystone-SDA | info@keystone-sda.ch

Illustrationen Dossier | Illustrations du dossier

Keystone-SDA | info@keystone-sda.ch

Fotos | Photos

Christian Doninelli | christian.doninelli@unifr.ch
Stéphane Schmutz | info@stemutz.com
Getty Images | gettyimages.com

Sekretariat | Secrétariat

Marie-Claude Clément | marie-claude.clement@unifr.ch

Druck | Impression

Canisius SA
Avenue Beauregard 3
CH-1700 Fribourg

Auflage | Tirage

9'200 Exemplare | dreimal jährlich
9'200 exemplaires | trois fois par année

ISSN 1663 8026

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Tous droits réservés.

La réimpression n'est autorisée qu'avec l'accord de la rédaction.

Die nächste Ausgabe erscheint im Dezember 2024.

La prochaine édition paraîtra en décembre 2024.

Die in dieser Publikation zum Ausdruck gebrachten Meinungen entsprechen nicht zwangsläufig der Haltung der Unifr.

Les opinions exprimées dans les articles d'universitas ne reflètent pas forcément celles de la rédaction.

Edito

No Future – oder Go Future?

Vertrauen Sie auf die Zukunft? Angesichts von Klimawandel, Kriegen, politischen Verschiebungen, Artensterben, der globalen Armut, den Ungewissheiten mit Blick auf den technologischen Fortschritt, der Überfischung und Überbebauung auf unserem Planeten – ein bisweilen schwieriges Unterfangen. Zum Auftakt des Themendossiers diskutieren drei Expert_innen die Frage, wie es um unsere Zukunft bestellt ist. Humangeografin Christine Bichsel, Gesundheitsexperte und Epidemiologe Arnaud Chiolero und Religionswissenschaftler Oliver Krüger kommen nach dem kritischen Gespräch zum Schluss, – soviel will ich verraten – dass wir durchaus mit Vertrauen in die Zukunft blicken und schreiten können, und auch sollen!

Haben Sie gerade genug von Fussball nach der EM 24? Keine Angst, wir beleuchten den Rasen von einer ganz anderen Seite. Die Historikerin Christina Späti führt uns über die Fussballterrains der Zeitgeschichte und macht deutlich: Politik und Fussball lassen sich nicht trennen.

Mit der Earth Metabolome Initiative will der Wissenschaftler und Pharmazeut Pierre-Marie Allard satte 8,7 Millionen Arten erfassen, respektive dabei mithelfen, ein weltweites Inventar aller Arten zu erstellen. Interessierte Wissenschaftler_innen sind herzlich eingeladen, mitzumachen!

Sozusagen die Karten auf den Tisch gelegt haben die Rektorin Katharina Fromm, der Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät Jacques Dubey und der Syndic der Stadt Freiburg Thierry Steiert in einem ehrlichen Gespräch zur Frage: Wo sind die Deutschschweizer_innen geblieben?

Ich wünsche Ihnen, liebe Leser_innen, eine spannende Lektüre!

Herzlich,
Claudia Brühlhart



UNIVERSITÉ DE FRIBOURG
UNIVERSITÄT FREIBURG

Inhalt | Sommaire

News

6 **Des quatre coins de la planète au Marly Innovation Center**

Un nouveau toit pour les collections de Pro Ethnographica

Porträt

8 **De Schmutz, nicht Dr. Schmutz**

Christian Schmutz hat Germanistik studiert. Heute ist er – unter anderem – Journalist, Schriftsteller, Dialektologe und Bühnenkünstler

10 Dossier

Vertrauen

12

Le meilleur est-il avenir?

Rester positifs malgré les incertitudes

17

Potential und Grenzen der Seelsorge

Wenn Geflüchteten nur eines bleibt: Neues Vertrauen zu fassen

19

Histoires d'amour: une question de confiance?

Simple huile dans les rouages ou condition *sine qua non*?

22

Überlebenskampf einer Demokratie

Kann Indiens Supreme Court neues Vertrauen schaffen?

26

«On ne va pas donner un titre de médecin à une IA»

La relation humaine reste au centre

30

Vertrauen im Fluss der Feder

Literaturwissenschaftler_innen zu Nikodemismus, Sherlock Holmes und dystopischer Fiktion

33

La confiance: de l'autre côté du miroir

Changer de point de vue pour une meilleure perspective

36

Kaufen auf Pump

Keine Frage des Vertrauens!

40

Vertrauen in Gott und den Menschen

Warum das eine das andere bedingt

43

«Politisches Vertrauen muss verdient werden»

Ein schwieriges Unterfangen in Zeiten des Misstrauens und der Unzufriedenheit





- Forschung & Lehre**
46 Fußball als Zeitzeuge
 Britische Klassenkämpfe, Faschismus, Integration oder auch Gleichberechtigung: Das runde Leder rollt durch die Zeitgeschichte. Ein Abriss von Historikerin Christina Späti

- Recherche & Enseignement**
50 Une arche de Noé pour le métabolome du vivant
 Documenter les composés chimiques de toutes les espèces avant leur disparition

- Forschung & Lehre**
55 Biologische Zauberkünstler
 Im Gegensatz zum Menschen sind Zebrafische in der Lage, Verletzungen am Herzen selber zu heilen. Biologin Anna Jazwinska erforscht die phänomenale Regenerationsfähigkeit der gestreiften Fische seit über 10 Jahren – und hat noch lange nicht genug

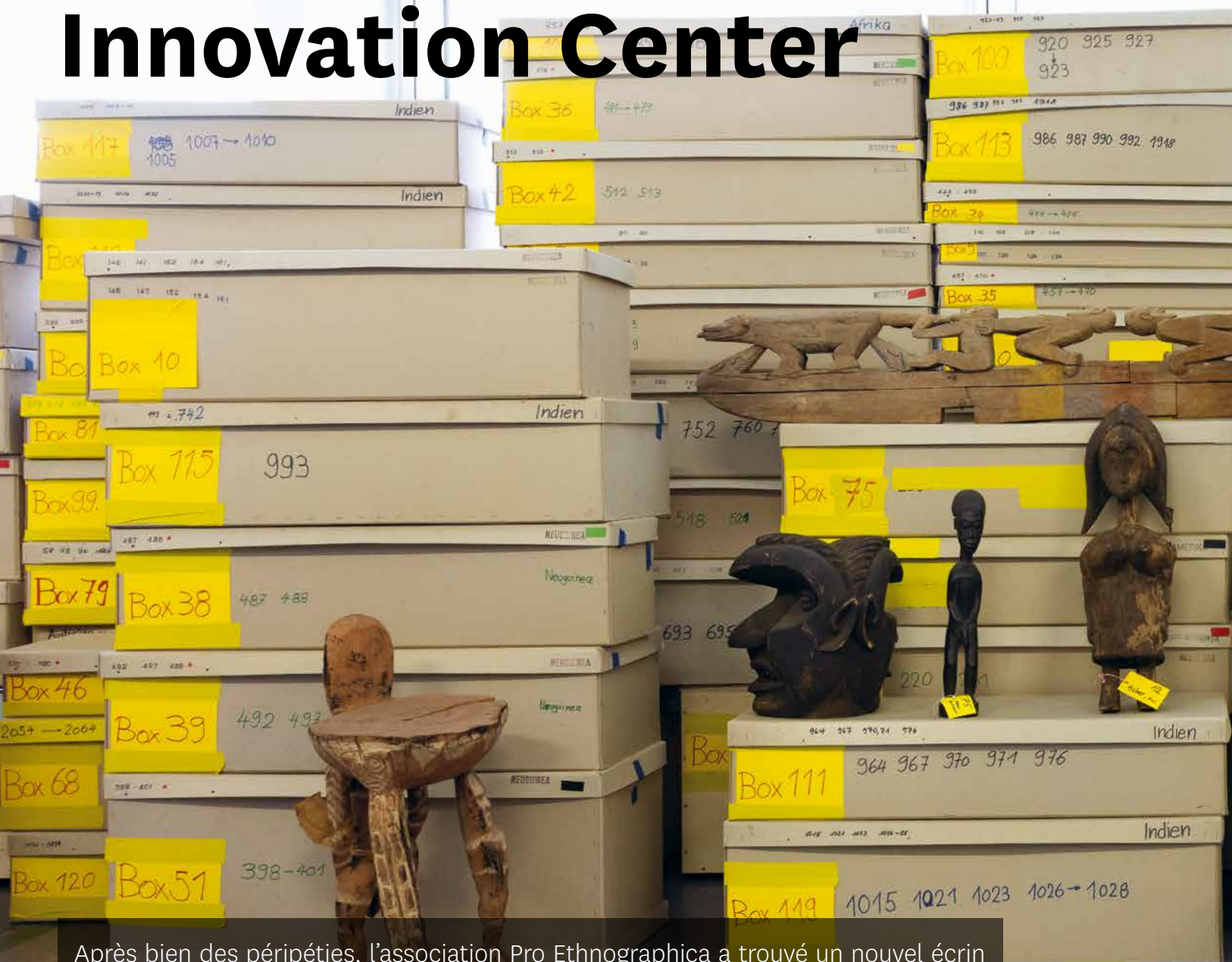
- Interview**
57 Au-delà du bilinguisme
 Unique université bilingue de Suisse: un argument toujours vendeur?

- People & News**
61 Prix et nominations
 Quoi de neuf à l'Unifr?

- Red & Antwort**
62 Jörn Dengjel
 Professor für Medizinische Proteomforschung



Des quatre coins de la planète au Marly Innovation Center



Après bien des péripéties, l'association Pro Ethnographica a trouvé un nouvel écrin pour les 2000 objets ethnographiques collectés par les premiers anthropologues de l'Université de Fribourg.

www.unifr.ch/go/proethno



Indien

Indien

Christliches Africa

Indien

Box 121 1048, 1050 3109-3114 2083

Box 108 908 910

Indien

Box 37 480 483 483 486 491 496

2043-2049

Box 122

Box 53 590-593

Box 73 201

Indien

547 546-549

500

Box 71

Box 2

Box 57

Box 114 7525 7526 Indien

Box 112 978 980 Indien

Box 69 Sudamerica

Box 107 902 905 903 906 Indien

Box 60 524 526

Box 40 510

Box 82 924 975 Indien

Box 203

Box 50 293 295

Africa

Box 97 829

De Schmutz, nicht Dr. Schmutz

Er ist Sprachkünstler und als Mister Senslerdeutsch in Freiburg eine lokale Berühmtheit. Ihren Anfang nahm die Karriere von Christian Schmutz mit einem Mammutprojekt im Germanistikstudium. **Matthias Fasel**

Die Frage nach seinem Beruf beantwortet Christian Schmutz mit der Gegenfrage, wie viel Zeit man denn habe. Die Kurzversion: Journalist, Schriftsteller, Dialektologe, Bühnenkünstler. Schmutz ist zu 20 Prozent bei den Freiburger Nachrichten angestellt und von Radio SRF erhält er regelmässig als externer Mundartexperte Aufträge für Beiträge und Sendungen. Daneben reiht er seit vielen Jahren Projekt um Projekt aneinander. Er schreibt Romane und Theaterstücke, macht bei Poetry Slams mit oder tritt, von seiner Partnerin am Klavier begleitet, mit Wortspielereien auf. In Kulturlokalen, in Dorfbeizen, die ganze Palette.

«I bù haut schùsch a bitz a Fuula»

Ein rastloses Berufsleben, das viel Eigeninitiative erfordert. Die Energie dafür hat Schmutz dank seiner Faulheit in anderen Bereichen. «Viele Dinge, die anderen wichtig sind, sind mir egal. Für Fernsehen, Shopping oder Wohnungseinrichtung etwa wende ich keinerlei Energie auf.» Entsprechend setzt sein alter Röhrenfernseher in einer Ecke seiner einfachen Blockwohnung im Freiburger Schönbergquartier regelmässig Staub an.

Einmal im Jahr treibt es der 54-Jährige in Sachen Ablenkungslosigkeit auf die Spitze und verschwindet für einen Monat in den Bergen. «Es ist wichtig, von Zeit zu Zeit alles hinter sich zu lassen. Die Talsohle zu erreichen, diesen Moment, in dem dir so langweilig ist, dass du denkst: Was zum Teufel mache ich hier eigentlich?» Bei ihm setze dieser Moment in der Regel nach vier bis sechs Tagen ein. «Und dann beginnt die Fantasie zu spielen.»

«Mengisch hetteni gäär a chli Lampfieber»

Es sind für Schmutz die kreativsten Phasen. Sein Output ist derart gross, dass er aktuell zwei Buchprojekte in der Schublade hat, für

die er je bereits 30 Seiten geschrieben hat, jedoch nicht weiss, ob er voll dahintersteht und weitermacht. Ein unermüdlicher Geist in einem Körper, der nicht bloss wegen der stoischen Basstimme viel Ruhe ausstrahlt. Und der Eindruck täuscht nicht, Adrenalin sei nicht so sein Ding, sagt Schmutz, manchmal wünschte er sich gar ein bisschen Lampenfieber, um bei seinen Bühnenauftritten automatisch voll bei der Sache zu sein.

In Zusammenhang mit Christian Schmutz fällt immer wieder mal der Begriff Berufssensler. Tatsächlich drehen sich die meisten seiner Projekte um Senslerdeutsch, diesen speziellen Dialekt, den die 45'000 Einwohner_innen des Freiburger Sensebezirks sprechen – und der für alle andern Deutschschweizer_innen nicht leicht zu verstehen ist. «Es ist eine Inselfsprache, am ehesten vergleichbar mit Dialekten aus anderen Tälern, die lange wenig Kontakt mit anderen Sprachen hatten, etwa im Wallis oder im Berner Oberland.» Mit den Französischsprachigen auf der einen und den Reformierten auf der anderen Seite, blieben die katholisch geprägten Sensler_innen lange unter sich – und behielten so eine gewisse Purität in ihrer Sprache. «Viele Wörter, die heute als typisch Senslerdeutsch gelten, gab es bereits im Mittelhochdeutschen. Während sie bei uns als Archaismen erhalten geblieben sind, verschwanden sie aber an den meisten anderen Orten.» Als Beispiel nennt er das Wort *Lylache*, eine Abwandlung des Wortes Leinlaken, heute meist Leintuch genannt.

Christian Schmutz ist Ansprechperson Nummer eins, was den Sensler Dialekt angeht. Wer sonst hat drei Romane auf Senslerdeutsch geschrieben? «As git ging ümmi Lüt, wo mier fraage, ob ii iines Mama chan as Gebärtstaags-Chäärli i jüschtüm Seislerlütsch schrybe.»

Der Dialektologe ist in der Region derart bekannt, dass er seine Einzelfirma für Kommunikation und Kultur einfach «De

Schmutz» nennen konnte. Nicht im adeligen Sinn, versteht sich. Obwohl er mittlerweile gar nicht mehr im Sensebezirk wohnt, identifiziert sich der gebürtige Tafersner voll mit der Region. «Die Sensler_innen liegen mir am Herzen. Sie sind unpräzise, es gehört zur Sensler Art, nicht besonders stark für sich einzustehen, weil man sich nicht in den Vordergrund drängen will.» Wenn er mit seinen Projekten die Sensler_innen vereinen und ihnen eine Stimme geben könne, sei er deshalb glücklich.

«Schmütz ù Tokter, das passt ifach nit zäme»

Sein Bewerbungsschreiben, um später Berufssensler zu werden, begann er bereits als Student der Universität Freiburg. Im dritten Semester des Germanistikstudiums fragte ihn sein damaliger Professor Walter Haas, ob er interessiert sei, ein Senslerdeutsches Wörterbuch zu erstellen. Schmutz sagte sofort zu. Als Unterassistent, bei seiner Liz-Arbeit, als vom Nationalfonds finanzierter Assistent und am Ende noch mit privaten Sponsoren arbeitete er ein über 700 Seiten dickes Monsterwerk heraus, das 2000 veröffentlicht wurde – acht Jahre, nachdem Schmutz damit begonnen hatte. Es ist ein Standardwerk, das in kaum einem Haushalt Deutschfreiburgs fehlt. Als Ende 2022 eine erweiterte vierte Auflage gedruckt wurde, war sie innerhalb von fünf Wochen vergriffen, sofort wurde eine fünfte Auflage hinterhergedruckt.

Mit diesem Wörterbuch, das auch die Etymologie miteinbezieht, hat sich Schmutz in der Region früh verewigt. Für einen Dokortitel hat es aber nicht gereicht. Ein typischer Sensler eben: Das Handwerk wichtiger als der Titel. De Schmutz, nicht Dr. Schmutz.

Matthias Fasel ist Gesellschaftswissenschaftler, Sportredaktor bei den «Freiburger Nachrichten» und freischaffender Journalist.



Christian Schmutz wurde 1970 in Tafers geboren. Mit dem Lizentiat der Universität Freiburg in der Tasche arbeitet er als Journalist, Schriftsteller, Dialektologe und Bühnenkünstler. Die Arbeit am Wörterbuch hat ihn mit Senslerdeutsch gepimpft: Er reisst Projekte rund um die Sensler Sprache, Kultur und Bevölkerung sowie zur Sprachgrenze an.
www.christianschmutz.ch



Vertrauen

«Aie confiance, crois en moi», dit le serpent Kaa à Mowgli. «Aie confiance, crois en toi», nous exhortent les coachs en développement personnel. «Vous avez trahi notre confiance», clame la génération Z à ses parents. «Puis-je avoir encore confiance en l'avenir?», nous demandons-nous toutes et tous probablement un peu. Notre dossier aussi s'exclame et s'interroge. Et vous? Etes-vous plutôt verre à moitié vide ou verre à moitié plein?



Le meilleur est-il avenir?

Difficile de se projeter dans l'avenir quand le monde actuel est rempli d'incertitudes. Les progrès technologiques, censés nous faciliter la vie, créent aussi un climat d'anxiété. Malgré cela, la géographe en sciences humaines Christine Bichsel, le professeur en santé publique et épidémiologiste Arnaud Chiolero et le sociologue des religions Oliver Krüger gardent résolument confiance en l'avenir. **Pierre Jenny**

Changement climatique, conflits armés, polarisation politique, pertes des repères traditionnels... Le monde semble au plus mal. Quel est votre avis?

Arnaud Chiolero: En effet, le monde semble aller mal, mais il va mieux qu'il y a cinquante ans et il peut aller mieux! J'en suis convaincu. Ce qui me frappe beaucoup actuellement, c'est qu'il y a une sorte de catastrophisme ambiant et j'ai l'impression qu'on oublie un tout petit peu d'où l'on vient. Si je considère le domaine de la santé publique, la pandémie de covid-19 nous a montré deux choses. D'un côté, nous sommes exposé-e-s à ce type de danger, peut-être plus qu'avant, et cela crée inévitablement des inquiétudes. De l'autre, notre capacité à répondre à ces crises, à en limiter leur impact, est bien meilleure qu'il y a cinquante ou cent ans. Il est important de garder à l'esprit ces deux éléments. Prenez aussi l'exemple de la pauvreté. Il y a un demi-siècle, près de la moitié de la population vivait en-dessous du seuil de pauvreté. Aujourd'hui, nous en sommes à peu près à 10%. Cette situation n'est toujours pas satisfaisante, on doit faire mieux, mais cela prouve qu'il y a une amélioration.

Christine Bichsel: C'est vrai, la situation actuelle montre que le monde ne va pas très bien, mais l'humanité a déjà vécu bien pire. Epidémies de peste, grippe espagnole, deux conflits mondiaux... qui ont fait, à chaque fois, des millions de mort-e-s. Aujourd'hui, nous évoluons dans un système extrêmement complexe et, dès qu'un élément perturbateur intervient, c'est toute la machine qui se bloque. Nous vivons donc une période d'anxiété et de crise alimentée par

différents éléments. D'abord, il y a le changement climatique qui induit des réactions en chaîne que l'on ne peut pas prévoir. Ensuite, et malgré de nombreux efforts, nous continuons de vivre dans un monde où règne une grande inégalité dans la répartition des ressources et des richesses. Enfin, le niveau de violence reste toujours élevé alors que la modernisation nous en promettait une diminution. Il est difficile de faire la part des choses entre ressenti et réalité, mais il est clair que le système planétaire est bousculé. Je suis un peu moins positive que mon collègue tout en pensant que nous pourrions trouver les moyens de nous en sortir.

Oliver Krüger: Dans les années 1960, le spécialiste canadien des médias Marshall McLuhan a déclaré: «A l'ère de l'électricité, nous portons toute l'humanité comme notre peau». Nous devons nous habituer à percevoir beaucoup plus le monde dans sa globalité et ses crises que par le passé. Il est exigeant de comprendre les liens entre ces crises, par exemple l'influence du changement climatique sur les guerres, la migration et, en dernière analyse, le renforcement du populisme de droite en Europe.

A vous entendre, le monde actuel va mieux que par le passé. Comment expliquer alors nos inquiétudes face à l'avenir? La génération actuelle est-elle plus anxieuse que les précédentes?

Christine Bichsel: Pour répondre à cette question, je pense qu'il faut tenir compte de l'élément culturel. En Suisse, je dirais que nous sommes moins bien armé-e-s parce que nous

avons vécu une longue période de grande sécurité. Il n'y a pas eu de guerre sur notre territoire depuis longtemps. Nous sommes moins confronté.e.s à la douleur et c'est un sujet dont nous n'aimons pas parler. Regardez d'autres régions du monde, les gens y ont vécu des catastrophes à répétition ces 150 dernières années. Prenons l'exemple de l'Asie centrale. Entre la conquête de l'Empire Russe, la mobilisation forcée de la Première guerre mondiale, la révolution bolchévique, la collectivisation, les années de terreur et la répression stalinienne, la Seconde guerre mondiale, la fin de l'Union soviétique qui a été très dure sur le plan économique, les personnes qui ont vécu certains de ces moments ont une expérience différente de la nôtre. Lorsque vous expérimentez des moments difficiles, vous développez des stratégies de réponses à ces situations et, si une crise survient, vous êtes mieux armé.e.s pour y faire face.

Arnaud Chiolero: Je rejoins ce que dit ma collègue. Par exemple, plus on maîtrise des maladies, plus on les contrôle, moins on les tolère et plus on s'en inquiète, paradoxalement. Dans les sociétés où la mortalité a été fortement réduite, les gens sont encore plus intolérants à tout décès, à tout risque de mortalité, car nous ne sommes pas «entraîné.e.s» à ce type de situation. C'est aussi ce qu'a révélé la pandémie de covid-19. Nous avons fait d'énormes progrès, parfois spectaculaires, mais ils sont trop facilement relativisés, d'où le sentiment que nous ne progressons plus.

Le progrès justement. L'avenir sera sans nul doute encore plus technologique notamment grâce à l'intelligence artificielle (IA). Alors, l'IA: réponse à tous nos maux ou source de tous nos malheurs?

Oliver Krüger: Depuis les spéculations du mathématicien britannique Irving Good dans les années 1960, on espère que des «machines ultra-intelligentes» pourraient révolutionner le destin de l'humanité, engendrer la paix mondiale, la solidarité et une longue vie heureuse pour tous les êtres humains... Il est indéniable que l'utilisation de l'IA aura une influence sur de nombreux métiers actuels. Mais nous constatons également que l'IA renforce les structures de pouvoir actuelles. Dans les systèmes autocratiques, elle est très utilisée pour la surveillance et la persécution des opposant.e.s. Ce que les utopistes technophiles n'avaient certainement pas envisagé jusqu'à récemment, c'est que l'IA est également utilisée dans les démocraties pour diffuser de la désinformation dans les médias sociaux. Ce n'est que récemment qu'OpenAI a mis fin à des campagnes russes qui utilisaient ChatGPT pour diffuser de fausses informations.

Christine Bichsel: Je vois aussi une technologie à deux visages. D'un côté, elle peut servir à soigner les gens, à nous faciliter certaines tâches. De l'autre, il y a le mésusage que l'on peut en faire, notamment dans un pays avec un système

politique autoritaire comme la Chine qui peut exercer une surveillance totale grâce à la reconnaissance faciale. En fait, l'IA est en cela comme toutes les technologies. Elle ne choisit pas d'être bonne ou mauvaise. C'est son usage qui le décide. Ce qui est certain, c'est que nous allons vivre avec, que nos enfants vont vivre avec. Reste à savoir comment nous allons vivre avec...

«En fait, l'IA est en cela comme toutes les technologies. Elle ne choisit pas d'être bonne ou mauvaise. C'est son usage qui le décide» Christine Bichsel

Arnaud Chiolero: C'est un outil que l'on doit apprendre à utiliser et, comme souvent, les nouvelles technologies amènent leur lot de questions et d'inquiétudes. L'IA ouvre la possibilité des robots, avec qui on va interagir, comme dans les films et romans d'anticipation. Je pense qu'il y a là un potentiel qui va prendre de l'importance, notamment pour une population déjà vieillissante, et qui devrait entrer en décroissance dès 2050 au niveau mondial, selon les projections. Dans ce contexte, les robots auront certainement un rôle à jouer et je le vois comme un aspect positif.

Pensez-vous que l'IA participe à générer un climat d'incertitude?

Oliver Krüger: Je pense qu'il est tout d'abord important de développer un regard sobre au-delà de ces dramatisations. Deuxièmement, le terme d'intelligence artificielle suggère toujours qu'il y aura une grande percée – une explosion de l'intelligence au moment de la singularité – avec une IA générale qui dominera tout. Mais en réalité, dans de nombreux cas, nous avons affaire à des programmes qui peuvent simplement accéder à de très grandes quantités de données ou qui ont été entraînés avec celles-ci, comme dans le cas des chatbots, ChatGPT ou Google Gemini. D'un point de vue scientifique, l'IA ne désigne pas une catégorie clairement délimitée et je suppose que, dans quelques années, nous parlerons d'applications très spécifiques, par exemple dans la recherche génétique, dans l'économie agricole, dans la communication, etc. Mais pour l'instant, l'IA est un mot-clé qui a beaucoup de succès et qui suscite l'enthousiasme des investisseurs et des politiciens.

L'IA modifie aussi notre manière d'apprendre. En tant que professeur.e-s, comment voyez-vous l'avenir de l'enseignement académique?

Arnaud Chiolero: Nous devons nous adapter, car l'IA change notre manière de travailler. Je pense que notre rapport à l'écriture va changer. Cela me questionne beaucoup, car lors de travaux universitaires je dis toujours aux étudiant-e-s qu'il est très important d'apprendre à bien écrire. L'intelligence artificielle pourrait, à terme, nous supplanter dans cette tâche. L'IA va aussi modifier notre rapport à l'information car elle favorise l'«infodémie» (*ndlr: la propagation rapide et la diffusion à large échelle d'informations exactes ou erronées*), qui est aussi un souci de santé publique. Cette technologie engendre un volume d'informations, une immédiateté de la diffusion et une nécessité de vérification des contenus dont les sources ne sont pas bien documentées. Cela génère une fatigue informative qui participe pour beaucoup à l'inquiétude ambiante. Nous devons apprendre à gérer ce phénomène.

«Je pense qu'il est tout d'abord important de développer un regard sobre au-delà de ces dramatisations» Oliver Krüger

Christine Bichsel: Oui, c'est à nous de gérer cette technologie. Au sein de l'Université, nous avons des discussions à ce sujet. Ce qui est certain, c'est qu'il ne faut pas interdire aux étudiant-e-s d'utiliser l'IA. Cela n'aurait aucun sens. En revanche, nous devons continuer à enseigner l'esprit critique, notamment en sciences sociales et humaines. Cela passe par deux actions étroitement liées: rédiger et penser. L'IA peut tout à fait rédiger pour vous. Mais si en parallèle vous ne pensez pas, cela va mal finir. Bien sûr, cette technologie va évoluer, se développer, mais aujourd'hui il est faux de croire que l'IA peut penser pour vous.

Votre obsolescence n'est donc pas encore programmée?

Christine Bichsel: Pour transmettre quelques éléments de base sortis d'un manuel, l'IA réalisera peut-être cette tâche à l'avenir. Mais lorsque j'enseigne, je réagis aux gens, j'interagis avec mes étudiant-e-s, pas uniquement lors de questions-réponses, mais si je constate que la notion enseignée n'est pas bien comprise, j'ajoute un exemple pour enrichir le contenu. Aujourd'hui, l'IA n'est pas capable de répondre à cette interaction.

Arnaud Chiolero: Nous transmettons nos expériences, notre vécu. Il y a toutes ces histoires que nous racontons à nos étudiant-e-s. En cela, l'IA ne peut pas nous remplacer. Pas encore...

Des yeux rivés aux écrans, des échanges sous formats électroniques, la technologie ne renforce-t-elle pas l'individualisme au détriment du collectif? Serons-nous encore des «animaux sociaux» à l'avenir?

Oliver Krüger: De manière générale, je ne peux partager cette évaluation ni dans ses aspects positifs, ni dans ses aspects négatifs. Il existe certes un petit milieu hédoniste, mais nous assistons d'une part à de forts mouvements qui militent pour la solidarité humaine, comme le mouvement climatique et l'aide aux réfugié-e-s. D'autre part, nous voyons dans le populisme de droite comment le peuple – souvent dans une compréhension raciste – est établi comme l'ancre de l'identité nationale.

Christine Bichsel: L'avenir sera encore marqué par les échanges sociaux. Je pense que ce besoin est fondamental et je ne peux pas m'imaginer qu'il disparaisse avec l'IA. Regardez ce qui s'est produit lors de la pandémie de covid-19. Lorsque les gens ont dû se confiner, nous avons rapidement constaté à quel point les relations sociales étaient importantes. A titre personnel, je me suis rendu compte de mon besoin d'être en présence d'autres personnes pour échanger. Mon expérience de terrain en Asie centrale me conforte aussi dans cette conviction, car dans cette partie du monde, les relations sociales sont essentielles dans tous les domaines.

Arnaud Chiolero: Pour revenir à la pandémie, le coût psychologique de l'isolement a été sous-évalué. Peu à peu, on s'est rendu compte de l'importance de cet aspect et du coût énorme qu'il engendrait. Les rapports sociaux sont nécessaires aujourd'hui et à l'avenir mais ils prennent de nouvelles formes, passionnantes, dans la vie digitale.

Peut-on encore avoir confiance en l'avenir?

Oliver Krüger: La jeune génération me donne beaucoup d'espoir, mais en Suisse, malheureusement, trop peu de personnes ont accès à l'enseignement supérieur et aux études universitaires. Il est en effet inquiétant que nous vivions d'une part à une époque où il n'a jamais été aussi facile d'accéder à de bonnes informations, mais que, d'autre part, ce savoir n'atteigne pas beaucoup de gens. L'éducation est l'un des rares moyens de faire face à ce défi.

Christine Bichsel: Je reste optimiste, positive, et je préfère voir le verre à moitié plein plutôt qu'à moitié vide. Je suis confiante dans les possibilités qu'ont les humains d'apprendre et de se mettre ensemble pour trouver des solutions afin de continuer d'avancer. Mais je ne vous cache pas que je pense aussi aux coûts que cela va engendrer pour y arriver. Il est tout à fait possible que nous passions par une phase extrêmement douloureuse pour l'humanité. C'est un avis personnel, un ressenti.

Arnaud Chiolero: Nous devons rester confiant-e-s. Il y a tellement de choses à améliorer, à découvrir, à connaître. Aujourd'hui, nous avons un accès toujours plus important

à la connaissance et le potentiel de développement est incroyable. Je suis optimiste. Regardez dans le domaine de la santé. Je m'intéresse beaucoup au cancer. D'énormes progrès ont été réalisés ces vingt dernières années et je suis convaincu que nous allons encore en faire.

Christine Bichsel: C'est peut-être aussi l'occasion de repenser l'idée de progrès.

C'est-à-dire?

Christine Bichsel: Je ne pense pas que nous devons abandonner l'idée de progrès, mais nous devons penser à ce que cette notion implique. Notre génération a vécu avec l'idée que le progrès était synonyme de plus d'argent, plus de confort, une bonne situation sociale, etc. Face aux nombreux défis à relever, notamment environnementaux, peut-être qu'il faudra reconsidérer les éléments qui constituent le progrès.

Arnaud Chiolero: L'erreur est de penser que le progrès est linéaire, alors qu'il y a des moments où on recule. Ainsi, il est possible qu'en Europe, nous passions par une phase de régression socio-politique. Les institutions souffrent, il y a des doutes politiques qui peuvent amener à une période douloureuse. Mais nous allons apprendre de tout cela.

«L'erreur est de penser que le progrès est linéaire, alors qu'il y a des moments où on recule» Arnaud Chiolero

Durant des siècles, la religion a été l'un des principaux repères des sociétés humaines. Le sera-t-elle encore dans les années à venir?

Oliver Krüger: Si nous ne nous concentrons pas uniquement sur la Suisse, mais adoptons une perspective globale, alors la religion est très présente dans la vie quotidienne et dans la scène politique de nombreux pays. On peut même en venir à penser que la religion n'a jamais été aussi politique qu'à notre époque: pensez au nationalisme chrétien aux États-Unis et en Russie, au nationalisme bouddhiste et hindou en Myanmar, au Sri Lanka et en Inde, ainsi qu'aux mouvements radicaux juifs et au fondamentalisme islamique.

Face à ce monde en devenir, quel est votre message aux étudiant·e·s qui nous lisent?

Christine Bichsel: Restez positifs·ves. Une attitude négative engendre des expériences négatives qui font bouler de neige. Bien sûr, vous avez entièrement le droit d'être négatifs·ves dans certaines situations. Mais n'oubliez pas que le nombre de possibilités d'en sortir est beaucoup plus grand que ce que vous pensez. Pour cela, il faut faire des choix

et ceux-ci vous appartiennent. Je suis convaincue qu'une attitude positive vous mènera bien plus loin.

Oliver Krüger: Tirez les leçons de l'histoire et regardez au-delà de l'horizon très limité de la Suisse, nous avons déjà surmonté des crises bien plus graves. Ne vous laissez pas de lutter pour le changement, même si l'on entend si souvent dans ce pays S'isch immer so gsi (il en a toujours été ainsi).

Arnaud Chiolero: Vous pouvez apporter des améliorations dans de nombreux domaines. Vous n'êtes pas content·e·s de la situation climatique? Vous pouvez y travailler pour améliorer les choses. Le champ des possibles est énorme. Je reviens à ma première réponse: le monde semble aller mal, mais il va mieux qu'avant et il peut aller mieux encore. Pour y arriver, il faut entreprendre et nous avons la chance de vivre dans un pays qui offre cette liberté. Alors l'avenir, allons-y!

Pierre Jenny est journaliste indépendant.

Notre experte ► **Christine Bichsel** est professeure en géographie humaine. Ses recherches actuelles portent sur l'histoire de la glaciologie en Asie centrale, la géographie et la science-fiction en Chine.
christine.bichsel@unifr.ch



Notre expert ► **Arnaud Chiolero** est professeur de santé publique et épidémiologiste. Il dirige le Laboratoire de santé des populations (#PopHealth-Lab) de l'Université de Fribourg.
arnaud.chiolero@unifr.ch



Notre expert ► **Oliver Krüger** est professeur en science des religions au sein du Département des sciences sociales. Ses domaines de recherche sont les médias et la religion, les religions en Suisse et le post- et trans-humanisme.
oliver.krueger@unifr.ch





Potential und Grenzen der Seelsorge

Das Vertrauenskapital von Seelsorgenden
beruht auf ihrer unabhängigen Stellung und auf einer Nähe
zu den Ratsuchenden. **Hansjörg Schmid, Amir Sheikhzadegan**

Asylsuchende befinden sich in einer Situation des Übergangs. Sie haben ihre Heimat verlassen und dort wie auch auf dem Weg der Flucht vielfach traumatische Erfahrungen gemacht. Die Geflüchteten tragen die Hoffnung in sich, hier oder anderswo ein neues Zuhause zu finden. In einer so von Unsicherheit gekennzeichneten Situation kommt dem Vertrauen eine grosse Bedeutung zu. Knüpft man an Niklas Luhmanns Unterscheidung zwischen interpersonalem und systemischem Vertrauen an, zeigt sich, dass beide Dimensionen des Vertrauens für Asylsuchende grosse Herausforderungen mit sich bringen: Sie haben kaum Kenntnisse über das Asylland und dessen komplexes Asylverfahren, das ihre Zukunft entscheidend prägen wird. Ausserdem leben sie in Bundesasylzentren auf engem Raum mit Menschen aus sehr diversen Herkunftsländern zusammen, was ein hohes Konfliktpotenzial mit sich bringt.

Gesprächspartner der Asylsuchenden

In so einem Kontext fungiert Asylseelsorge als eine bedeutende Ressource des Vertrauens. In der Schweiz sind zusätzlich zu reformierten und katholischen Seelsorgenden seit 2016 auch muslimische Seelsorgende in Bundesasylzentren beschäftigt, deren Tätigkeit wir in mehreren Evaluationsforschungen begleiten und analysieren konnten. Angesichts einer grossen Zahl von Gesuchstellenden muslimischen Glaubens seit dem Arabischen Frühling kam die Idee auf, das Seelsorgeangebot entsprechend zu erweitern. Seelsorgende sind Vertrauenspersonen per se: die Gespräche mit ihnen geniessen Vertraulichkeit. Zudem haben sie einen speziellen Status in öffentlichen Institutionen. Einerseits sind sie in diese integriert; so kann etwa das Betreuungspersonal in Bundesasylzentren Geflüchtete gezielt an sie verweisen. Andererseits sind sie nicht der Hierarchie der Einrichtung unterstellt und von daher unabhängig. Da sie kein Teil des Systems darstellen, können

sie sich auch kritisch positionieren. Ihr Handlungsspielraum bleibt aber eingegrenzt; so dürfen sie sich nicht in Fragen einmischen, die das Asylverfahren betreffen. Sie sind Gesprächspartner der Asylsuchenden, aber nicht deren Fürsprecher.

Multiple Funktion der Seelsorgenden

Zum einen basiert das Vertrauen so auf der spezifischen Rolle der Seelsorgenden, zum anderen wird es durch persönliche Nähe verstärkt: Geflüchtete finden in Seelsorgenden Personen, die idealerweise ihre Sprache sprechen, ihre religiösen Überzeugungen und Praktiken verstehen und die Zeit haben, um ihnen bedingungslos zuzuhören. Geflüchtete können sich so mit den Seelsorgenden identifizieren, die auch als Vorbild etwa hinsichtlich ihrer Integration in der Schweiz dienen können. Seelsorgende können eine Beziehung zu den Geflüchteten aufbauen. Ihre Verfügbarkeit und Empathie stärken das Vertrauen noch weiter. Die Seelsorgenden stehen den Geflüchteten in schwierigen Situationen bei und teilen den Alltag mit ihnen. Sie können auch helfen, bestimmte Situationen und Verhaltensweisen einzuordnen, die mit kulturellen Prägungen oder religiösen Praktiken zusammenhängen. In diesem Sinne können sie auch das Betreuungs- und Sicherheitspersonal beraten. Insofern kann man Seelsorgende als multiple Vertrauenspersonen bezeichnen, da sie für Seelsorgeempfangende, aber auch für andere Professionelle Gesprächspartner sein können.

Das Vertrauen in dieser Konstellation ist aber zerbrechlich und kann an Grenzen geraten. So war die Einführung muslimischer Seelsorge mit Sicherheitsinteressen verbunden. Aus staatlicher Sicht erhoffte man sich, dass die Seelsorgenden Geflüchtete von Auseinandersetzungen und Straftaten abbringen könnten und zur Prävention von Radikalisierung beitragen, indem sie einen pluralitätssensiblen Islam vertreten. Dies zog kontroverse Debatten unter

Seelsorgenden und in den Religionsgemeinschaften nach sich: Wie weit sollen sich Seelsorgende in Bundesasylzentren in Konfliktfällen als Vermittelnde einbringen und damit zu einem gelingenden Zusammenleben beitragen? Oder stellt dies bereits eine Instrumentalisierung dar, die die Unabhängigkeit der Seelsorge beschädigt und einen Vertrauensverlust nach sich zieht? Diese Diskussion verdeutlichte, dass eine Vermischung von Vertrauens- und Kontrollfunktion schnell problematisch wird.

Seelsorge in der Praxis

Die Bedeutung des Vertrauens im Hinblick auf die Rolle der Seelsorge in Bundesasylzentren soll im Folgenden anhand zweier Beispiele veranschaulicht werden:

Ein aus dem Nahen Osten stammendes Ehepaar, nennen wir sie Maryam und Dawud, landete mit der Hilfe einer Schmugglerbande in Italien. Aufgrund einer Streitigkeit sperrte die Bande die beiden ein und begann, sie zu drangsalieren. Da das Paar um sein Leben fürchtete, flüchtete es schliesslich aus den Fängen der Bande, verliess Italien und suchte Asyl in der Schweiz. Die Gewalterfahrung hinterliess bei Maryam tiefe seelische Spuren, so dass sie zu Beginn ihres Aufenthalts in einem Bundesasylzentrum in eine Depression versunken ist. So verbrachte sie ihre Zeit wochenlang in ihrem Zimmer. Nachdem wiederholte Versuche des Betreuungs- und Pflegepersonals, Maryam aus diesem seelischen Zustand hinauszuhelfen zu keinem befriedigenden Resultat geführt hatten, kontaktierten sie den muslimischen Seelsorgenden. Dank seiner einfühlsamen und geduldigen Art gelang es dem Seelsorgenden schliesslich, Maryams Vertrauen zu wecken. So begann diese allmählich, mit ihm über das ihr widerfahrene Leid sowie über ihre seelische Not zu sprechen. Auf diese Weise gelang es dem Seelsorgenden, Maryam in die Normalität zurückzuführen. Als wir sie interviewten, konnte sie ihre Freude an ihrer wiedergewonnenen Lebenskraft kaum in Worte fassen. Sie wies darauf hin, dass sie vor der Begegnung mit dem Seelsorgenden ihren Schmerz niemandem anvertrauen konnte. Sie hatte nämlich Angst, dass ihre Leidensgeschichte den Bewohnenden des Asylzentrums zu Ohren kommen und sie in ein schlechtes Licht stellen könnte.

Ein Asylsuchender aus einem arabisch sprachigen Land, der eine Leidenschaft für das Schwimmen hatte, ertrank in einem See in der Nähe seiner Asylunterkunft. Dieses Ereignis wirkte dort sehr beunruhigend und erschütterte Personen, die mit dem Verstorbenen im engen Kontakt standen. Auch hier wirkte der in diesem Bundesasylzentrum tätige muslimische Seelsorger als Vertrauensperson. Zunächst übernahm er auf die Bitte der Zentrumsleitung hin die Aufgabe, diese tragische Nachricht in arabischer Sprache und unter Berücksichtigung der kulturellen Codes der Familie des Verstorbenen

im Ausland telefonisch nahe zu bringen. Andererseits organisierte und leitete er eine Abschiedsfeier mit religiösen Todesritualen. Wie wir in unserer Feldforschung in Erfahrung bringen konnten, wussten es die betroffenen Geflüchteten im Umfeld des Verstorbenen sehr zu schätzen, dass der Abschied in einer für sie vertrauten Art und Weise erfolgen konnte.

Das erste Beispiel zeigt, wie einem Seelsorgenden etwas anvertraut werden kann, was man sonst niemand wissen lassen möchte. Auf diese Weise erlangt die betroffene Frau ihre Sprachfähigkeit zurück und kann neu Vertrauen fassen. Auch im zweiten Beispiel hilft der Seelsorgende Menschen, mit einer schwierigen Situation zurechtzukommen und diese mit einem gemeinsamen rituellen Akt zu begleiten. In beiden Fällen sind weitere Akteure involviert: Während im ersten Beispiel andere Professionelle die Frau an den Seelsorgenden verweisen, übertragen die Verantwortlichen im zweiten Beispiel dem Seelsorgenden eine herausfordernde Kommunikationsaufgabe gegenüber den Angehörigen. Er sieht das nicht als Instrumentalisierung, sondern übernimmt die Aufgabe, auch für die Familie als Ansprechpartner zu fungieren. So wird ersichtlich, wie hohe Erwartungen an die Seelsorgenden herangetragen werden und wie diese jeweils sowohl die Potenziale als auch die Grenzen ihrer Vertrauensarbeit ausloten müssen. In unseren Evaluationen konnten wir schliesslich feststellen, dass Seelsorgende die Asylsuchenden durch persönliches Vertrauen auch zum systemischen Vertrauen, nämlich Vertrauen in die Institutionen, verhelfen.

Unsere Experten ► **Hansjörg Schmid** ist Direktor des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft (SZIG) an der Universität Freiburg. ► **Amir Sheikhzadegan** ist assoziierter Forscher am SZIG. Die beiden haben von 2016 bis 2023 im Auftrag des Staatssekretariats für Migration (SEM) mehrere Pilotprojekte für muslimische Seelsorge in Bundesasylzentren evaluiert (Evaluationsstudien unter: <https://www.unifr.ch/szig/de/forschung/publikationen/szig-studies.html>).

► Das SZIG bietet auch einen CAS «Muslimische Seelsorge in öffentlichen Institutionen» in deutscher und in französischer Sprache an.

Histoires d'amour: une question de confiance?

Parenthèse sur la notion de confiance au sein du couple:
l'auteure vous invite à faire une pause et à vous interroger.
Quelles sont réellement vos attentes? **Marianne Richter**

Quelle importance accordez-vous à la confiance au sein de vos relations amoureuses? Souvent étroitement associée à la notion de fidélité, la notion de confiance comporte pourtant de multiples autres facettes. En effet, autant elle contribue à initier et à construire de nouvelles relations, autant le moindre doute peut considérablement les ébranler. Elle cimenter les rencontres, que ce soit au début d'une relation amicale, amoureuse ou collégiale. Et on l'évoque souvent lors de la fin d'une relation, si un·e proche, un·e ami·e ou un·e collègue nous a déçu·e ou trahi·e.

De l'huile dans les rouages relationnels

Alors qu'est-ce que la confiance? De manière générale, elle facilite les échanges sociaux, elle permet aux individus de tisser des liens – via la coopération, par exemple – et, sur le long terme, elle contribue grandement au maintien des relations. Il est pourtant difficile de la définir précisément. Dans les relations amoureuses, elle est intéressante à observer et à évaluer, car la proximité et l'intimité très fortes qui caractérisent ce type de relation la rendent encore plus cruciale à leur bon fonctionnement. D'ailleurs, les définitions d'une relation amoureuse et de la confiance se recoupent dans une certaine mesure.

En effet, dans une relation de couple, il existe une très grande interdépendance, c'est-à-dire que les deux personnes impliquées deviennent, d'une certaine manière, dépendantes l'une de l'autre, de leurs comportements, de leurs émotions et de leurs humeurs respectives. Les

comportements ou réactions d'un·e partenaire impacte le comportement ou la réaction de l'autre et vice versa. Afin de développer leur intimité, les conjoint·e-s doivent s'ouvrir l'un·e à l'autre en partageant leurs émotions, leurs envies ou leurs désirs. Il faut alors savoir se montrer vulnérable d'une part, mais aussi avoir suffisamment foi (confiance donc) en l'autre, pour penser qu'elle ou il ne nous blessera pas par son attitude en réponse à nos partages ou nos demandes. Si notre confiance en notre confident·e diminue, il deviendra certainement plus difficile de lui confier des informations personnelles par la suite.

Là l'un·e pour l'autre

Au sein des relations amoureuses, la confiance a été définie comme le degré auquel les personnes pensent pouvoir compter sur leur partenaire de vie actuel. Par «compter sur», on entend qu'elle ou il soit capable de répondre à nos besoins et de nous soutenir dans nos buts. Dans cette définition, nous retiendrons 1) la dépendance à l'autre, 2) le fait de pouvoir compter sur l'autre quand on en a besoin, et d'avoir foi en l'autre, c'est-à-dire d'être confiant·e qu'il ou elle sera toujours disponible, soutenant·e et présent·e pour nous. Cela rejoint ainsi la définition proposée pour les couples. Parallèlement, la confiance peut être définie comme un état psychologique, où les deux conjoint·e-s interagissent et s'influencent mutuellement. Elle se compose également d'un ensemble d'attentes, de croyances et d'attributions projetées sur notre partenaire et sur sa

capacité à répondre à nos besoins. Enfin, elle est aussi associée aux émotions: liée à la joie et à l'acceptation, la confiance est considérée comme une composante de l'amour.

Ciment de la stabilité

La confiance est donc une condition *sine qua non* pour construire une relation amoureuse stable. Les motivations et les attentes sous-jacentes à notre confiance évoluent et changent avec le temps, le contexte et la personne. Par exemple, nos attentes peuvent dépendre de l'état de développement de la relation. Initialement, les deux personnes intéressées sont relativement peu interdépendantes l'une de l'autre et les enjeux relationnels peuvent être plus vagues. Avec le temps, l'interdépendance grandit, ce qui entraîne des questionnements, des incertitudes ou des attentes sur la capacité de l'autre à prendre soin de nous et de la relation. Ainsi, au début d'une relation, avoir confiance en l'autre se résume à cette question: «Cette personne est-elle fiable, sérieuse et stable?». *A contrario*, après plusieurs années, la confiance pourrait se traduire par les interrogations suivantes: «Mon ou ma partenaire est-elle ou il soutenant-e et loyal-e? Sera-t-elle ou il présent-e pour moi quoi qu'il arrive?».

Dès la petite enfance

Cette façon de penser se développe non seulement dans la relation à l'autre, mais aussi au cours de l'enfance. La théorie de l'attachement développée par John Bowlby suggère que, en grandissant, nos interactions avec notre figure d'attachement (souvent nos parents) nous permettent de développer des systèmes de comportements qui définiront notre manière d'appréhender le monde et nous-même. Par exemple, une personne qui se sent en sécurité se percevra comme digne d'être aimée, s'attendra à ce qu'on la soutienne et aura plus de facilité à réguler ses émotions. En revanche, une personne insécure aura plus de mal à faire confiance et se sentira moins digne d'être aimée et respectée. A l'âge adulte, ces systèmes servent de guide dans nos relations amoureuses ou amicales. La confiance est donc une composante de notre type d'attachement. Elle guiderait nos comportements et contribuerait à la construction de nos relations.

De plus, la confiance aide à maintenir le bon fonctionnement de nos relations amoureuses. En effet, à long terme, réaliser qu'on ne peut plus compter sur notre partenaire, qu'il ou elle n'est plus soutenant-e ou présent-e quand on en a le plus besoin, cela peut avoir des effets négatifs sur la relation. Par exemple, une faible confiance en son ou sa partenaire est associée à une diminution de la satisfaction de la relation.

Les chercheuses et chercheurs qui se sont penché-e-s sur la confiance dans les couples attribuent des caractéristiques spécifiques aux personnes présentant une faible

confiance en elle et à celles faisant preuve d'une confiance élevée. Les personnes avec une faible confiance seraient plus sensibles aux signes de rejet et d'acceptation. Elles chercheraient plus à tester l'amour ou les réponses de leur partenaire. Leurs relations seraient généralement moins stables. Les personnes avec une confiance élevée en leur conjoint-e seraient plus optimistes et auraient des attentes positives par rapport à leur partenaire. Par exemple, elles seraient moins regardantes sur les écarts de conduites ou possibles erreurs. Lors de conflits, elles se montreraient plus partiales et afficheraient plus d'émotions positives. Leurs relations seraient ainsi plus stables sur le long terme. Enfin, pour bien comprendre le fonctionnement d'une relation, il faut bien entendu prendre en compte les deux partenaires. Ainsi, certaines études ont montré que, dans un couple où au moins un-e des partenaires a une confiance basse, les deux rapportent se sentir moins intimes dans leur relation.

La confiance est donc multi-dimensionnelle et plus complexe que ce que l'on imagine de prime abord. Nos interactions dans l'enfance influencent très tôt nos comportements, notre manière de penser et nos attentes vis-à-vis de personnes proches. Plus tard, la confiance fait partie intégrante de la dynamique de couple: elle a un impact sur la satisfaction des partenaires au sein la relation, ainsi que sur les comportements de chacun-e des conjoint-e-s.

La confiance est au cœur de nos relations, en particulier amoureuses. Cependant nous n'y réfléchissons que rarement sous ses multiples facettes. C'est pourquoi, je vous invite à vous questionner, à réfléchir aussi à vos relations amoureuses et amicales: quelle est la place de la confiance dans cette relation? Quelles sont mes attentes et/ou croyances en lien avec la confiance en mon partenaire? Et quels sont les aspects de la confiance qui sont les plus importants à mes yeux?

Notre experte ► **Marianne Richter** est assistante docteure au Département de psychologie.
marianne.richter@unifr.ch

Références

- Fitzpatrick & Lafontaine, 2017
- Simpson, 2007
- Campbell et al., 2010
- Campbell & Stanton, 2019
- Laurenceau, Feldman Barrett & Pietromonaco, 1998



© keystone-sda.ch

Überlebenskampf einer Demokratie

Im Februar 2024 erklärte der Oberste Gerichtshof Indiens Wahlanleihen für verfassungswidrig. *Electoral bonds* sind eine Form der politischen Finanzierung und im Grunde nichts anderes als legalisierte Korruption. Welche Auswirkungen hat diese Entscheidung des Supreme Court of India? Wird sie zur Wiederherstellung des Vertrauens in die indische Demokratie führen? **Rekha Oleschak**

Im Superwahljahr 2024 wählen 64 Länder, also rund 45 Prozent der Weltbevölkerung, ihre neuen Volksvertreter_innen. Leider hat laut V-Dem Index seit 2009 der Anteil der Weltbevölkerung, der in autokratisch regierten Ländern lebt, den Anteil der Bevölkerung in demokratisch regierten Ländern überholt. Indien – mit seinen 1.4 Milliarden Einwohner_innen sicherlich die grösste Demokratie der Welt – ist eines dieser Länder. Während in der Vergangenheit regelmässige Wahlen und friedliche Machtübergaben nie in Frage gestellt wurden, ist in Indien ein demokratischer Rückschritt zu beobachten, der mehr und mehr in einer sogenannten Wahlautokratie (*electoral autocracy*) mündet.

Der Supreme Court

Der Supreme Court: Kritische Stimmen halten ihn für überlastet, intransparent, unzugänglich und ausweichend. Für seine Bewunderer_innen ist er das «mächtigste Gericht», das sich immer wieder gegen die Exekutive durchgesetzt hat, in einer Vielzahl sozialer, ökologischer und politischer Fragen unabhängig agiert und seine Türen für die Armen und Unterdrückten durch das einzigartige System der «Public Interest Litigation» (Prozessführung im öffentlichen Interesse) geöffnet hat, bei dem schon ein kurzer Brief an das Gericht oder ein Zeitungsartikel dazu führen kann, dass das Gericht *suo moto* tätig wird. In den letzten zehn Jahren, d.h. in den zwei Amtszeiten der von Narendra Modi geführten Regierung, hat der Supreme Court eine zwiespältige Position eingenommen und es oft versäumt, der Rolle als *counter-majoritarian institution* gerecht zu werden. Doch nur wenige Wochen vor den gegenwärtigen nationalen Wahlen hat der Supreme Court

nun ein Urteil zu den sogenannten *electoral bonds* gefällt. Ein Urteil, das weitreichende Folgen für die indische Demokratie haben könnte.

Anfang und Ende der Electoral Bonds

Das *Electoral Bonds Scheme* (EBS) ist ein System zur anonymen finanziellen Unterstützung politischer Parteien. Es wurde von der Regierung Modi initiiert, 2017 vom Parlament verabschiedet und im Jahr 2018 umgesetzt. Das EBS beinhaltet die Ausgabe von «Wahlanleihen» durch die Reserve Bank of India (die indische Nationalbank), die von Einzelpersonen oder Unternehmen erworben und innerhalb eines bestimmten Zeitraums von einer politischen Partei eingelöst werden können. Die Umsetzung des Programms erfolgte über die State Bank of India (SBI), einer staatlichen Geschäftsbank, die vollständig von der indischen Regierung kontrolliert wird. Ziel der Gesetzgebung war die Aufhebung bestehender gesetzlicher Beschränkungen für finanzielle Zuwendungen von Unternehmen und Offenlegungspflichten für politische Parteien sowie die Einführung vollständiger Anonymität für Spender. Während des Gesetzgebungsverfahrens sprachen sich mehrere Institutionen, darunter die Election Commission of India (das für die Durchführung von Wahlen zuständige Verfassungsorgan) und die Reserve Bank of India, erfolglos gegen das Gesetz aus.

Mehrere Organisationen, darunter die Association for Democratic Reforms, die Communist Party of India und andere, wandten sich an das Supreme Court, um das Gesetz für verfassungswidrig erklären zu lassen. In einem sehr gut begründeten Urteil erklärte das Gericht – nach fast sechs Jahren – das EBS für verfassungswidrig, da es

gegen den Grundsatz freier und fairer Wahlen und das Gleichbehandlungsgebot verstosse, indem es unbegrenzte Spenden von Unternehmen an politische Parteien zulasse. Es stellte ausserdem fest, dass EBS das Recht der Stimmberechtigten auf eine informierte Entscheidung verletzt und damit gegen das Recht auf freie Meinungsäusserung und Informationsfreiheit verstösst. Die verfassungsrechtliche Bedeutung des Urteils liegt darin, dass es die Rolle des Geldes bei Wahlentscheidungen und die damit verbundenen negativen Folgen für den demokratischen Prozess aufzeigt. Das Gericht ordnete ausserdem die sofortige Einstellung der Ausgabe der Anleihen an und forderte die SBI auf, der ECI die Einzelheiten zu jeder Wahlanleihe, einschliesslich Namen des Käufers, des Einlösungsdatums und des Nennwerts der Wahlanleihe sowie die Namen der politischen Parteien offen zu legen. Alle diese Informationen mussten bis zum 6. März 2024 an die ECI übermittelt werden, die ihrerseits die Informationen bis zum 13. März 2024 auf ihrer Website veröffentlichen musste.

Kräfte messen zwischen Exekutive und Judikative

Nun könnte man meinen, dass das Problem damit gelöst ist und das Supreme Court ein Urteil gefällt hat, an das sich die Organe zu halten haben. Dem war aber nicht so. In einem Tauziehen zwischen den Staatsgewalten versuchte die Exekutive, sich der Verfügung des Supreme Court mit der Behauptung zu widersetzen, die Informationen könnten nicht innerhalb der kurzen Frist beschafft werden und ersuchte den Gerichtshof, die Frist um einige Monate zu verlängern. Im Übrigen stünden die Wahlen 2024 vor der Tür, so dass die Informationen erst nach den Wahlen zur Verfügung gestellt werden könnten! Es folgten weitere Anhörungen, bis die SBI schliesslich am 21. März 2024 die Informationen über die gekauften und eingelösten Wahlanleihen vorlegte. Dabei versäumte sie es jedoch, die Angaben der politischen Parteien mit denen der Unternehmen abzugleichen, so dass unklar blieb, welche Unternehmen welche Beträge an welche politischen Parteien gezahlt hatten. Inzwischen haben die meisten politischen Parteien, die Wahlanleihen angenommen haben, die Informationen selbst veröffentlicht, nur die Bharatiya Janata Party (BJP, die Regierungspartei), der grösste Empfänger von Geldern, hat diese Informationen nicht publiziert. Investigativjournalist_innen haben in der Zwischenzeit ihre Arbeit getan und den korrupten Charakter des Systems aufgedeckt. Insgesamt wurden Wahlanleihen im Wert von 160 Mrd. Rupien (1,9 Mrd. USD) gekauft, von denen 57 Prozent an die BJP gingen. Die Unternehmen haben sich nicht nur bereitwillig an dem System beteiligt, um an Regierungsaufträge und Ähnliches zu gelangen (der vom Gericht verwendete Begriff ist «quid pro quo»), sondern die ganze Geschichte hat auch deutlich

gemacht, wie Bundesbehörden (wie das Central Bureau of Investigation, das Enforcement Directorate usw.) als Instrumente eingesetzt wurden, um Unternehmen einzuschüchtern, damit sie Wahlanleihen für die Regierungspartei kaufen. Je nach Verhalten der Unternehmen wurden Anklagen wegen Geldwäscherei, Steuerhinterziehung usw. erhoben oder fallen gelassen.

Ein erster Schritt in Richtung Vertrauen

Indiens staatlichen Institutionen werden zunehmend unter Druck gesetzt und vor allem zur Stärkung der regierenden politischen Partei genutzt. In keinem anderen Staat wurden bisher kurz vor den nationalen Wahlen zwei amtierende Ministerpräsidenten inhaftiert, die Bankkonten der grössten Oppositionspartei eingefroren und hunderte Abgeordnete aus dem Parlament geworfen. Zu Beginn dieses Artikels wurde die Frage aufgeworfen, ob dieses Urteil das Vertrauen in Demokratie wiederherstellen wird. Diese Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. Einerseits schafft dieses verfassungsrechtlich bedeutsame Urteil Vertrauen in juristischen Kreisen, in der Wissenschaft und in weiten Teilen der Bevölkerung, andererseits hätte sich der Gerichtshof schon vor den Wahlen 2019 mit dem Fall befassen und einstweilige Verfügungen zur Aussetzung der EBS erlassen können, um nicht vollendete Tatsachen zu schaffen. Vor dem Supreme Court sind mehrere Fälle hängig, die mit dem Wahlprozess und insbesondere mit den aktuellen Wahlen zu tun haben, aber hier verhält sich der Supreme Court zurückhaltend und scheint nicht gewillt zu sein, einen Missbrauch durch die Regierungspartei zu verhindern, was einige dazu veranlasst hat, dem Supreme Court Justizflucht (*judicial evasion*) vorzuwerfen. Das Urteil zeigt, dass der Supreme Court zwar nach wie vor unabhängig agiert, aber im gegenwärtigen Klima des demokratischen Rückschritts muss er die Rolle übernehmen, die er in den 1980er und 1990er Jahren innehatte: Die Grundrechte verteidigen und als *counter-majoritarian institution* agieren.

Unsere Expertin ► **Rekha Oleschak-Pillai** ist Senior Research Fellow am Institut für Föderalismus. Die promovierte Juristin forscht und lehrt zu Verfassungsrecht, Föderalismus und Völkerrecht.
rekha.oleschak@unifr.ch





© Keystone-Staff

«On ne va pas donner un titre de médecin à une IA»

L'information et la connaissance ne suffisent pas pour gagner la confiance de la société, explique Raphaël Bonvin, spécialiste en pédagogie médicale. Les études de médecine intègrent aujourd'hui mieux les aspects relationnels, mais elles doivent aussi accepter un retour de subjectivité dans les examens. **Daniel Saraga**

On dit souvent que la confiance entre médecin et patient-e aide à la guérison. Vrai ou faux?

Cela dépend bien sûr de la situation. Si je suis polytraumatisé dans ma voiture après un gros accident, la confiance joue un rôle très secondaire. Dans le cas où je ne suis pas inconscient, je serai simplement heureux que les équipes de secours s'occupent de moi. Elle va au contraire jouer un rôle important dans le cas d'une maladie chronique, simplement par le fait que c'est elle qui nous fait rester avec son ou sa médecin – ou au contraire en changer si elle venait à manquer. Si je manque de confiance et jette l'ordonnance reçue, le médicament ne va pas pouvoir faire grand-chose...

Les gens ont-ils moins confiance en leur médecin? Quel rôle jouent les évaluations en ligne?

On peut bien sûr regarder les avis et les likes, ou encore les diplômes accrochés au mur. Mais c'est surtout la relation qui permet d'établir la confiance. La situation me paraît avoir beaucoup changé depuis une cinquantaine d'années, également au niveau des attentes des gens. Une grande quantité d'informations médicales circulent en ligne, qu'elles soient justes ou fausses. La perception d'un-e patient-e sur sa maladie peut s'accorder ou non avec celle de sa ou son médecin. Auparavant, la confiance qu'on accordait était un peu aveugle, elle est aujourd'hui plus éclairée.

Le fait d'avoir un-e patient-e convaincu-e de tout savoir sur sa maladie et sur le traitement peut-il entraver la relation thérapeutique?

Les patient-e-s sont informé-e-s, c'est une réalité qu'on ne peut esquiver. Il serait illusoire de leur demander de ne pas se renseigner. La question est de savoir que faire de ces informations qui sont d'une qualité très variable. Il faut leur donner un cadre et un sens. C'est le travail de la praticienne ou du praticien, qui d'ailleurs souligne la différence qui existe entre l'information et la formation – cette dernière ne se base pas seulement sur l'information, mais donne les compétences pour la mettre en perspective, la nuancer et l'appliquer. Dans une relation de confiance, on peut construire quelque chose ensemble, et les renseignements trouvés sur Internet apportent une valeur ajoutée. Dans le cas contraire, on peut arriver à une relation d'opposition, qui est forcément peu constructive.

La formation en médecine s'occupe-t-elle assez des compétences relationnelles, au-delà des gestes techniques?

Oui, l'enseignement a beaucoup évolué. Avant la deuxième guerre mondiale, il se faisait en petites cohortes dans lesquelles tout le monde se connaissait. Par la suite, sa massification a débouché sur nos grands auditoires anonymes et une focalisation sur la connaissance. Cette dernière a conduit à de nombreuses innovations thérapeutiques, mais

au prix d'avoir ignoré un peu les aspects relationnels. Ils font désormais partie du curriculum.

Quel rôle peut jouer la communication pour établir la confiance?

On enseigne des techniques de communication, par exemple l'annonce d'une mauvaise nouvelle. Ceci dit, on peut appliquer ces modèles sans les habiter, c'est-à-dire sans être vraiment dans la relation. La communication va alors être creuse, ce qui ne va pas favoriser la confiance. Il faut aussi savoir écouter pour être en mesure de s'adapter à la personne qui vient consulter. Certaines voudront connaître tous les détails du traitement, d'autres rester un peu dans le flou et d'autres encore qu'on parle de l'utilité des tests et de leur coût. D'ailleurs, un nombre important de plaintes déposées dans les hôpitaux traduisent le sentiment d'avoir été mal compris, plutôt que d'aborder directement les éventuelles erreurs médicales.

«Dans une relation de confiance, on peut construire quelque chose ensemble, et les renseignements trouvés sur Internet apportent une valeur ajoutée»

L'intelligence artificielle est capable de passer des examens de médecine. Est-ce que cela remet en question l'enseignement et son utilité?

Dans un sens, elle souligne encore davantage le fait qu'un bon médecin est plus que simplement son savoir médical. ChatGPT est capable de passer des examens finaux de médecine, et même de spécialiste, alors même qu'il s'agit d'un système généraliste. Que pouvons-nous attendre alors de systèmes entraînés spécifiquement au domaine de la santé? Les médecins pourront déléguer une partie de la gestion aux machines et se concentrer encore plus sur la relation avec les patient-e-s. C'est avant tout elle qui fonde la possibilité de la confiance. Il paraît clair qu'on ne va pas donner un titre de médecin à un software, et que les gens hésiteraient à confier leur santé à un programme informatique... En fait, l'IA souligne la distinction entre connaissance et compétences. Elle a beau avoir des connaissances très pointues, elle n'a clairement pas la compétence de traiter des gens.

Qu'est-ce qui donne donc aux médecins la compétence de soigner?

Juridiquement, c'est leur diplôme. Il représente la confiance qui leur est accordée par la société à traiter les gens, ainsi qu'à devenir des actrices et acteurs du corps médical. Mais cela ne s'arrête pas là bien entendu: la confiance s'échelonne et se développe avec les spécialisations et les formations continues. La Suisse a mis en place un modèle de formation qui souligne les différents rôles que jouent les médecins au quotidien – comme expert-e, manager ou communicateur-trice – ainsi que leurs activités (voir «La vie de médecin: 9 rôles, 7 activités et 265 situations» ci-contre). Il permet d'évaluer pour chaque étudiant-e le degré d'autonomie adéquat lors de l'exécution de ces tâches – ce qui traduit concrètement la confiance accordée. Ce cadre a été largement inspiré du Canada et il va au-delà de l'expertise médicale. Il inclut, par exemple, l'exigence d'une bonne communication avec la patientèle, leurs proches ou les collègues. La médecine isolée n'existe plus: on collabore au sein d'un réseau de santé qui regroupe soignant-e-s, assistant-e-s sociaux-ales, ergothérapeutes, etc. Il ne s'agit pas seulement de soigner, mais également de s'occuper de prévention. Notre modèle de formation cartographie l'ensemble de ces compétences.

Les médecins ont-ils donc plusieurs casquettes?

Je dirais plutôt plusieurs facettes. Car les casquettes, on les enlève lorsqu'on en change, alors que ces différents rôles peuvent se chevaucher.

Comment vérifie-t-on ces compétences interpersonnelles et ces soft skills?

En plus des QCM (questionnaires à choix multiple, ndlr) qui testent les connaissances, les étudiantes et étudiants passent un examen pratique avec des patient-e-s réel-le-s ou simulé-e-s – à savoir joués par des acteurs. Les enseignant-e-s observent ces interactions et les évaluent.

Il s'agit donc d'une évaluation subjective...

Oui, clairement. Ces examens incorporent la subjectivité et reconnaissent le rôle joué par les émotions.

Avec le risque de biais et de préjugés?

La subjectivité est inévitable dès qu'on sort de quelque chose qui est facilement mesurable, comme des connaissances précises testées par un QCM. On a développé des approches qui tentent d'assumer cette subjectivité, notamment en consolidant les avis de plusieurs personnes afin d'obtenir une appréciation plus solide.

La confiance exige de se comprendre même lorsqu'on vient de milieux différents. La formation aborde-t-elle les aspects interculturels?

La Suisse était je pense un peu en retard, mais c'est en train de se mettre en place. On essaie d'avoir une certaine diversité dans nos patient-e-s simulé-e-s: des gens d'origine

étrangère, des allophones, ou simplement que ce soit le père et non la mère qui amène le bébé. Le but est de mieux coller à notre réalité démographique de 2024.

Que faire des erreurs médicales? En parler réduit la confiance, les cacher tout autant...

La culture de l'erreur se développe en Suisse depuis une quinzaine d'années, de manière encore un peu hétérogène. Cela a énormément évolué depuis que j'étais jeune assistant. On a mis en place des cercles de qualité – des groupes d'échange entre professionnel-le-s de la santé –, des colloques où l'on présente les problèmes rencontrés, des systèmes anonymes d'annonces d'erreurs. Tout cela permet de rendre visibles les problèmes liés au système, d'en parler et de chercher des solutions. En général, c'est beaucoup mieux d'être transparent-e avec sa patiente ou son patient et de lui dire clairement: là, j'ai fait une erreur ou ici quelque chose n'a pas bien fonctionné. Si on se tait et on évite le sujet, il sera impossible de garder une relation sincère. Il faut également avouer lorsqu'on a atteint ses limites et dire qu'il vaut mieux consulter une autre personne. Cette transparence favorise la confiance.

Les hôpitaux peinent souvent à reconnaître les erreurs.

En effet, il faut distinguer ces réponses individuelles des réponses institutionnelles. Un hôpital aura tendance à adopter la position juridique, c'est-à-dire de ne pas trop parler afin d'éviter le risque de faire l'aveu d'un manquement.

Et les médecins? Ont-ils confiance en leurs collègues en cas de maladie?

Cela dépend. On a tendance à suivre attentivement ce qui se passe, à être vigilant-e ou même un peu critique. Mais il y a un moment où il faut se remettre entre les mains des spécialistes et accepter de n'être que patient-e et plus médecin.

Et envers le système?

On doit malheureusement faire le constat que de nombreux médecins ont perdu un peu le sens de leur travail. On a observé, par exemple, une forte remise en question par le corps étudiantin: un bon tiers joue avec l'idée de ne pas exercer du tout la profession. Cela arrive souvent après le premier contact avec l'activité clinique, où on découvre des médecins qui courent après le temps, font beaucoup d'administratif et sont finalement peu au contact avec les malades. L'image du métier s'effrite. Cette perte de sens peut favoriser le désengagement, intensifier la fatigue et éventuellement mener au burn-out. C'est la réalité du terrain. Notre système de santé a été optimisé pour s'occuper des maladies davantage que des humains. Il le fait en partie pour les malades, mais très peu pour le personnel soignant. Ceci dit, la situation en Suisse n'est pas la pire – en Angleterre, les jeunes médecins manifestent et font grève.

Faudrait-il donc davantage prendre soin des médecins?

Absolument. Il faut les protéger pour qu'ils et elles soient en mesure d'aider les malades. C'est comme en avion: on doit d'abord enfiler son masque à oxygène avant d'en mettre un à ses enfants – sous peine de perdre connaissance et de ne plus pouvoir aider personne.

Daniel Saraga est rédacteur scientifique indépendant.

La vie de médecin: 9 rôles, 7 activités et 265 situations

La formation en médecine s'oriente en Suisse sur le cadre de compétences PROFILES (acronyme de Principal Relevant Objectives and Framework for Integrative Learning and Education), publié en 2017 et largement inspiré de travaux canadiens et néerlandais. Il identifie neuf rôles qu'assume un ou une médecin dans son travail: experte médicale, communicateur, collaboratrice, manager, promoteur de la santé, érudite, professionnel. En plus du savoir purement médical, il s'agit, par exemple, d'échanger avec collègues et patient-e-s, travailler en équipe, prendre un rôle de leader, soutenir la santé publique et la prévention, mettre à jour ses connaissances ou encore incarner une éthique de travail.

Le cadre définit également sept activités professionnelles fiables (EPAs en anglais), comme faire une anamnèse, évaluer l'état physique et mental d'un-e patient-e, exécuter des procédures médicales ou encore assurer la sécurité. Une EPA comprend la tâche ainsi que le degré de confiance accordé à l'étudiant-e ainsi qu'à la ou le médecin formé-e pour l'exécuter: le faire sous supervision directe ou indirecte, de manière autonome, ou encore pouvoir l'enseigner à autrui.

Finalement, PROFILES liste 265 situations auxquelles un-e médecin peut être confronté-e. Il peut s'agir de symptômes physiques ou psychiques, de résultats d'examens ou encore de questions sociales telles que la fatigue des proches ou des cas d'abus.

Notre expert ► **Raphaël Bonvin** est professeur, médecin et vice-président de la formation de la Section de médecine. Il travaille depuis vingt ans dans le domaine de la pédagogie médicale. Il donne également des ateliers basés sur les techniques de pleine attention dans le but d'aider les médecins à gérer les charges mentales et émotionnelles de leur profession et préserver ainsi le sens de leur engagement.
raphael.bonvin@unifr.



Vertrauen im Fluss der Feder

In ihren Reflexionen entwirren die Literaturwissenschaftler_innen Julia Straub und Kilian Schindler die Fäden von Identität und Vertrauen in der Literatur. Ihre Analysen regen zum Nachdenken über die Strukturen unserer Gesellschaft an. **Lovis Noah Cassaris**

Worüber forschen Sie beide?

Julia Straub: Ich arbeite zu den Themen Genre-Bildungen in der Gegenwartsliteratur und Mutterschaft. Dabei untersuche ich, wie Mutterschaft in verschiedenen literarischen Genres des 21. Jahrhunderts erfahren und erlebbar gemacht wird. Zusätzlich habe ich mich immer wieder mit dem Thema Vertrauen beschäftigt, intensiv zum autobiografischen Schreiben geforscht und einen Sammelband zum Thema Authentizität herausgegeben.

Die Mutterfigur weckt ein gewisses Urvertrauen, das dann aber auch massiv verletzt werden kann. Gretchen in Goethes Faust etwa tötet ihr Kind.

Julia Straub: Das ist eine archetypische Vorstellung von Mutterschaft. In den Texten, die ich analysiere, dekonstruieren die Schriftstellerinnen die Erfahrungen der Mutterschaft sowie das Mutterrollenbild. Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass sie Rabenmütter sind, aber die Diskussion um *regretting motherhood* besteht. Es ist bereits ein Vertrauensbruch, wenn eine Mutter sagt: «Ich bedauere, dass ich Mutter bin.» Dies kann als Schmähung des eigenen Kindes betrachtet werden, auch wenn es das eigentlich gar nicht ist. Es ist die Erfahrung oder die soziale Institution der Mutterschaft, die persönlich als Belastung oder Verlust empfunden wird. In Hybrid-Romanen, die *life writing* mit Fiktion vermischen, wird diese Mutterschaftserfahrung tendenziell kritisch beleuchtet. Dadurch wird das ungebrochene Vertrauen in die Mutter neu bewertet.

Kilian Schindler: Aktuell beschäftige ich mich mit der Frage der Verstellung. Inwiefern kann man dem Gegenüber vertrauen? Ob die andere Person wirklich ist, wer sie vorgeben scheint. Konkret interessiert mich das vor allem

im Kontext des Reformationszeitalters, in der Erfahrung von Verfolgung: religiöser, teilweise politischer Verfolgung und der Frage, wie darauf reagiert wird. Es gibt zum Beispiel das Märtyrertum, die Emigration, oder die Möglichkeit, dass die eigenen von einer Mehrheitsgesellschaft, einer kirchlichen oder staatlichen Autorität als häretisch betrachteten Ansichten einfach verborgen werden: Nach aussen hin zeigt man sich konform mit der vorgegebenen Glaubensrichtung, doch innerlich befindet man sich im Exil. Inwiefern kann man also dem Gegenüber eigentlich vertrauen, dass er_sie ein_e gute_r Christ_in ist?

Und das wird als Nikodemismus bezeichnet?

Kilian Schindler: Genau!

Sie sind auch Experte für Shakespeare. Wie lassen sich die Themen wie Vertrauen und Misstrauen hier zusammenbringen?

Kilian Schindler: Eine wichtige Entwicklung der frühen Neuzeit ist die Vorstellung von Politik als Performance, wofür Machiavelli steht. Die Vorstellung des Images eines Herrschers ist bei Machiavelli zentral. Es geht darum, ob es notwendig sei, die traditionellen fürstlichen Tugenden tatsächlich zu besitzen oder nicht. Hier ist Machiavelli revolutionär: Sein und Schein sind nicht das Gleiche. Es reicht also, wenn ein_e Fürst_in tugendhaft, mild und gerecht erscheint, ohne es sein zu müssen. Es entsteht ein wachsendes Bewusstsein dafür, wie wichtig Propaganda oder Imagepflege für einen erfolgreichen politischen Stil sind. Bezogen auf Shakespeare gibt es den offensichtlichen Vergleich zwischen dem Medium des Theaters, das auf Verstellung beruht, und der Politik als Theater. Metaphern,

die Politik als Theater betrachten, sind bei Shakespeare und seinen Zeitgenossen häufig zu sehen. Ein Paradebeispiel wäre Richard III. in der gleichnamigen Tragödie Shakespeares. Es ist eine Reflexion darüber, wie Theatralität nicht nur eine Praxis auf der Bühne ist, sondern auch in einem weiteren Rahmen existiert, sei es in der Politik oder im Falle religiöser Minderheiten, die ihren Glauben verbergen müssen, um der Verfolgung zu entgehen. In dieser Zeit besteht ein grosses Bewusstsein dafür, dass das Vertrauen in die Identität der anderen, dass diese wirklich sind, wer sie vorgeben zu sein, grundsätzlich erschüttert ist. Dies hat paranoide Tendenzen zur Folge, wie die rechtshistorische Zunahme der Folter im englischen Kontext des 16. Jahrhunderts zeigt, wo mit Gewalt versucht wird, das Innere, das im Gegensatz zum Schein steht, zum Vorschein zu bringen. Der Begriff des *self-fashioning*, ein bekannter Begriff in der Literaturwissenschaft, bezeichnet auch diese dunkle Seite: die Angst davor, dass den Autoritäten und den religiösen Minderheiten politisch umstürzlerische Fantasien nachgesagt werden und dass ihnen nicht zu trauen ist.

Sie haben vorhin noch das Märtyrertum genannt. Was hat es damit auf sich?

Kilian Schindler: Das Märtyrertum ist gewissermassen der Gipfel der Authentizität. Indem sich der Märtyrer oder die Märtyrerin kompromisslos in seiner oder ihrer religiösen Identität offenbart, steht er_sie im Gegensatz zum Nikodemismus. Allerdings ist das Märtyrertum auch Gegenstand polemischer Verzerrungen. In konfessionellen Propagandaschriften stellt sich beispielsweise oft die Frage, ob ein_e Märtyrer_in wirklich für Gott und die eigenen Überzeugungen stirbt oder für den eigenen Ruhm und weil er_sie ein_e politische_r Umstürzler_in ist.

Da wir über erkenntnistheoretische Vertrauenskrisen sprechen: Was ist mit Sherlock Holmes?

Julia Straub: Das Gegenteil von Vertrauen ist Misstrauen oder ein Mangel an Vertrauen in irgendeiner Form, wie etwa Unsicherheit, Skeptizismus, Zweifel oder auch ein affektives Unbehagen. Im Kontext des 19. Jahrhunderts findet eine Erschütterung der menschlichen Selbstauffassung statt. Verschiedene Einflüsse aus der Biologie, der Evolutionstheorie, den Religionswissenschaften mit neuen biblischen Lesarten sowie eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Geschichte generell kommen zusammen. Die Wissenschaften werden allmählich als Disziplinen konsolidiert, die an Universitäten unterrichtet werden. Wissenschaft ist immer weniger nur ein Privileg der aristokratischen Upper Class, sondern wird mit der Zeit zunehmend auch für Individuen aus breiteren Bevölkerungsschichten zugänglich. Jemand wie Sherlock Holmes glaubt und vertraut nicht mehr unmittelbar, sondern setzt auf empirisches, forensisches Denken und rationale Erklärungen

anhand von Spuren. Ich benutze Sherlock Holmes gerne als Beispiel für die Studierenden, um zu zeigen, wie ein investigativer Zugang zur Welt und zum Weltverständnis sogar in der Populärkultur aufkommt.

Kilian Schindler: Das Aufkommen der Detective Fiction ist auch eine Reaktion auf die Anonymität der Grossstadt, die im 19. Jahrhundert entsteht. Man weiss nicht mehr, wer der eigene Nachbar eigentlich ist. Ich denke, dass die Digitalisierung verschiedener Lebensbereiche, etwa das Online-Dating, diesen Effekt zusätzlich verstärkt. Eine spontane These wäre, dass wir uns wieder in einem Anonymisierungsschub befinden, der eine gewisse Nostalgie hervorruft, etwa in Form von Sehnsucht nach dem Viktorianischen Zeitalter, etwa nach Steampunk, um das Bedürfnis, das Gegenüber zu identifizieren, zu befriedigen.

Warum ist es Leser_innen so wichtig, die Identität hinter einem Werk zu kennen, etwa beim autobiografischen Schreiben oder im Fall von Elena Ferrante?

Julia Straub: Das autobiografische Schreiben ist mittlerweile ein weites Feld. Es gibt deutlich mehr Formen als nur die klassische Autobiografie oder die Memoiren, zum Beispiel Mischformen wie das beliebte autobiografische Essay. Im Rahmen der Postmoderne wurde das Genre teilweise sehr experimentell angegangen. Bestimmte poststrukturalistische Ansätze stellen die Sinnhaftigkeit des Erzählens infrage. Beim autobiografischen Schreiben soll sich die Leserschaft jedoch darauf verlassen können, dass das schreibende Subjekt auch Gegenstand des Werks ist und keine Fiktion. Es besteht eine Art impliziter Vertrag zwischen Leser_innen und Schriftsteller_innen. Leser_innen nehmen es Autor_innen übel, wenn sich herausstellt, dass autobiografische Werke, die bestimmte Leidenserfahrungen schildern, gefälscht sind. Hier wird das Grundvertrauen missbraucht.

Elena Ferrante ist das Pseudonym einer italienischen Schriftstellerin. In den letzten 20 Jahren hat sie mehrere Romane geschrieben, die international sehr erfolgreich waren. Man findet jedoch keine Fotos von ihr und nur wenige Indizien zu ihrer Person. Ihre Identität ist fast genauso wichtig wie die eigentlichen Werke: Wer versteckt sich dahinter? Ist sie in Wirklichkeit ein Mann? Wo wohnt sie und wie alt ist sie? Diese ganzen Identitätsmarker fehlen. Im heutigen Diskurs, in dem Autor_innen so sichtbar sind, zum Beispiel auf YouTube-Kanälen oder in Instagram Stories, ist dieser globale Ruhm schwer mit dieser Gesichtlosigkeit in Einklang zu bringen.

Kilian Schindler: Das sind Entwicklungen, die sich verändern. Vor 10 bis 20 Jahren war in den Einführungsseminaren der Literaturwissenschaft das Wort «Autor» tabu; es war ein schmutziges Wort, das nicht verwendet werden durfte. Heute gibt es eine neue Tendenz, die die Positionalität eines Autors bzw. einer Autorin stärker gewichtet. Zum

Beispiel gibt es ein Bewusstsein dafür, worüber ein weiser Mann schreiben kann, respektive «darf». Es wird anerkannt, dass es einen Unterschied macht, wer einen Text geschrieben hat, und dass die Perspektive oder Position eines Autors oder einer Autorin nicht leicht vom Werk zu trennen ist. Entsprechend wird ein gewisses Vertrauen oder ein Anspruch auf Authentizität gefordert, besonders wenn es um Erfahrungen von Leid oder Diskriminierung geht.

Wie erfolgreich wäre «Blutbuch» geworden ohne eine non-binäre Person, die über Non-Binarität schreibt?

Kilian Schindler: Es stellt sich auch die Frage: Wäre das Werk auch so geschrieben worden, wenn der biografische Hintergrund nicht existieren würde? Ich denke, wir können nicht abschliessend beurteilen, wohin diese Entwicklung führt, besonders im Hinblick auf neue Language Learning Models und Künstliche Intelligenz.

K. J. Rowling generiert öfter negative Schlagzeilen wegen ihrer transphober Äusserungen. Die Beliebtheit von Harry Potter scheint bisher aber nicht darunter gelitten zu haben. Warum?

Julia Straub: In diesem Fall ist die Literatur stark in eine Fankultur eingebettet. Es gibt nur wenige andere Autor_innen, die mit ihren Werken ähnliches erreicht haben. Eine partizipative Fan-Kultur hat sich um Harry Potter gebildet, die sich über die Jahre mithilfe unterschiedlicher Medien organisiert hat. Henry Jenkins bezeichnet das Phänomen als *convergence culture*. Wenn Romane ähnlich wie Harry Potter veröffentlicht werden, sind sie von Anfang an nicht ausschliesslich literarisch. Durch ihre Einstufung als Kinderliteratur und Young Adult Fiction verschiebt eine solche Kultur sicherlich auch den Anspruch der Mitwirkung sowie die Wahrnehmung der Fans, die sich dazu berechtigt fühlen, mitzureden.

Kilian Schindler: Hier wird von Anfang an auf Mitwirkung gesetzt, etwa in der Form der stark interaktiven «Pottermore» Website sind Leser_innen aktiv in der literarischen Kreation. Dadurch entsteht eine intensive Bindung an das literarische Werk.

Letzte Frage: Inwiefern tragen Science-Fiction und dystopisches Schreiben dazu bei, das Verständnis von epistemischem Vertrauen in alternativen Realitäten zu formen?

Julia Straub: Dystopische Texte zeichnen immer negative Entwicklungen auf, und das spiegelt sicherlich eine spezielle Verantwortung wider, insbesondere gegenüber jüngeren Menschen. Schulbuchverlage beispielsweise achten darauf, dass in der Darstellung zukünftiger Welten auch positive Stimmen und Perspektiven vertreten sind. *Speculative fiction* ist ein umfassender Begriff, der auch Genres wie Cyberpunk und Solarpunk umfasst, letzteres mit einem

positiveren Ansatz. Ebenfalls zu erwähnen ist die alternative Geschichtserzählung. Es gibt verschiedene Ansätze, um zu erklären, warum dieses Genre so beliebt ist und uns fasziniert. Ich denke, vieles davon hat damit zu tun, dass im Kontext gegenwärtiger Krisenerfahrungen die Möglichkeit besteht, einen Testraum zu schaffen, in dem spekuliert und sich mit eigenen Ängsten, Schreckensszenarien, Unsicherheiten und Vertrauensverlust auseinandergesetzt werden kann. Trotzdem bleibt es ein sicherer Raum, weil er ja nicht real ist.

Kilian Schindler: Der Aufschwung der dystopischen Fiktion ist meiner Meinung nach eng mit der technologischen Beschleunigung des 20. Jahrhunderts und den damit verbundenen politischen Entwicklungen verknüpft. Diese Entwicklung ist eine Reaktion auf den Vertrauensverlust und die zunehmende Unsicherheit darüber, wie sich die Zukunft gestalten wird. Sie bietet uns einen imaginären Rahmen, um Optionen zu durchdenken, wie wir die Zukunft gestalten möchten.

Lovis Noah Cassaris ist Wissenschaftsredaktor bei Unicom.

Unsere Expertin ► **Julia Straub** ist ordentliche Professorin für moderne englische Literatur am Departement für Englisch. Ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit umfasst die englische Literatur von etwa 1800 bis zur Gegenwart. Besonders interessiert sie sich für die Verbindungen zwischen Literatur- und Mediengeschichte, Intermedialität, kulturelles Gedächtnis, Kanonbildung sowie die Formen und Funktionen des Melodramas.
julia.straub@unifr.ch



Unser Experte ► **Kilian Schindler** lehrt und forscht im Bereich der frühneuzeitlichen Literatur, mit besonderem Schwerpunkt auf dem Drama von Shakespeare und seinen Zeitgenossen. Seine Forschungsinteressen umfassen historische Ansätze zu religiösen und politischen Konflikten in der Literatur, wie etwa Fragen der religiösen Toleranz und des frühneuzeitlichen Konstitutionalismus.
kilian.schindler@unifr.ch



La confiance: de l'autre côté du miroir

La notion de confiance varie selon les sociétés. Les questions éthiques du Sud peuvent ainsi représenter un excellent miroir des normes du Nord. A condition d'accepter d'inverser son point de vue, ce reflet devient révélateur de nos propres excès de confiance. **Rachel Solomon Tsehaye**

La confiance peut être abordée de diverses manières, qui dépendent de l'angle d'approche disciplinaire utilisé ou du courant de pensée dans lequel les scientifiques s'inscrivent: la psychologie pourrait la considérer comme une émotion, la philosophie morale comme une qualité, le management comme une compétence, etc. Dans ce texte, la confiance est appréhendée par le prisme de l'anthropologie comme une construction sociale, qui nécessite pour être comprise dans la diversité des acceptions qu'elle recouvre, une déconstruction. Cette déconstruction suppose de prendre de la distance avec des normes allant de soi. La perspective comparative entre les sociétés dites «du Nord» ou «du Sud» est, à ce titre, idéale pour y parvenir. Relevons ici que les catégories «Nord/Sud», «Occident/Orient», «Etats centraux/périphériques», etc. renvoient à des théories différentes, mais ont en commun de chercher à distinguer les sociétés en fonction des positions plus ou moins avantageuses qu'elles occupent sur l'échiquier géo-politique et économique mondial.

Le choix est fait ici de visibiliser les questions que des personnes m'ont adressées, en tant que scientifique «occidentale», sur deux terrains de recherche au Burkina Faso et à Djibouti. Entre les deux, une récurrence était saisissante, car elle était commune à l'Est comme à l'Ouest de l'Afrique et qu'elle persistait à travers le temps (10 années s'étaient écoulées entre ces entretiens de recherche). En effet, la confiance que «nous», désigné-e-s comme «Occidentaux-ales», plaçons en certaines organisations était régulièrement interrogée de manière critique.

L'industrie agro-alimentaire

La première chose qui peut frapper un-e habitant-e européen-ne qui s'aventure dans des localités urbaines, telles que Ouagadougou ou Djibouti-ville, ce sont les allées désertes des supermarchés. Un-e touriste de passage, qui

n'aurait pas l'occasion d'aller au-delà de la perception de ce qui est (hyper)visible, pourrait être tenté-e d'expliquer cette différence par le niveau de vie local et les prix des produits alimentaires qui les rendent inaccessibles à la majorité de la population. C'est seulement en approfondissant l'échange conversationnel qu'une autre explication touchant à la confiance apparaît. Voici une des questions par laquelle j'étais interpellée et désignée, en tant que personne «occidentale»: «Comment pouvez-vous vérifier que la nourriture que vous achetez n'est pas empoisonnée?». Une interprétation serait de voir dans cette posture critique une tendance à la suspicion ou l'exagération des risques réels, fréquentes dans les théories du complot, que la multiplication des rappels de produits (en raison de contamination microbiologique par exemple) relayés par la presse locale viendrait aggraver. Une autre serait de chercher à approfondir l'absence manifeste de confiance à l'égard d'un système ou d'une organisation abstraite, selon la théorie d'Anthony Giddens. Lorsque cette piste était approfondie, car vérifiée également par l'observation, celle-ci révélait que la fréquentation du marché de producteurs-commerçants locaux, devenus en raison d'un contact quotidien des personnes familières, gardait la préférence des habitant-e-s. Dans ce modèle de vente directe, qui réapparaît aujourd'hui au Nord en se présentant comme «alternatif», la confiance est ainsi envisagée par le prisme de la personne humaine et des relations interpersonnelles, dépendante de la levée de l'anonymat.

L'industrie pharmaceutique avant le covid

En 2006, une campagne de vaccination infantile, qui devait se dérouler au sein d'une école de Djibouti, a entraîné le rassemblement d'une foule devant le portail, conduisant à l'évacuation et la fermeture en urgence des lieux pour éviter une émeute. La rumeur qui circulait alors accusait les

médecins «occidentaux-ales» de vouloir inoculer le VIH aux enfants. Cet évènement renvoie, d'une part, à des enjeux de légitimité et identitaires par l'absence de confiance à l'égard de la médecine et de ses représentant-e-s et, d'autre part, à des enjeux économiques et des risques sociaux d'instrumentalisation des personnes (ici des enfants) à des fins commerciales ou au travers des «dons» d'organisations internationales. S'arrêter à la thématisation d'une énième théorie du complot pourrait renforcer le risque «d'injustice épistémique». Cette forme de discrédit du raisonnement d'autrui en raison d'une appartenance sociale non occidentale serait renflouée par une analyse qui se limiterait à considérer les personnes qui y adhèrent comme crédules ou naïves, plutôt qu'à s'intéresser au terreau historique des rapports coloniaux dans lequel les thèses conspirationnistes prennent racine. D'où l'importance d'associer à l'analyse de la confiance comme étant le produit d'un écart de savoirs, d'informations ou de compétences (entre médecins et patient-e-s par exemple), l'étude des traces laissées dans les subjectivités par la colonisation et des rapports de pouvoir actuels entre les sociétés.

L'industrie de services d'hôtellerie et de soins

Un autre thème récurrent gravitant autour du traitement réservé aux personnes âgées en Occident était questionné parfois de manière provocante, moralisante et cynique: «N'avez-vous pas honte d'abandonner vos vieux dans des mouroirs?». A noter que, dans ces contextes, «vieux» n'est pas un terme dépréciatif mais un synonyme de «sage». Si la différence la plus évidente entre les contextes est liée à l'espérance de vie (61 ans au Burkina Faso, 64 ans à Djibouti selon l'INED en 2024) et au taux d'emploi des femmes, les observations réalisées au sein de la sphère familiale privée attestent de la fréquence de la coexistence des personnes âgées en ce lieu, malgré les pertes en termes de santé mentale ou physique. Cette question se pose en critique d'un système institutionnel et industriel du soin, de la responsabilité intergénérationnelle, des rapports aux générations antérieures et de la place accordée aux aîné-e-fis dans la société.

Jeu de miroirs

Adopter un angle de vue extérieur nous invite à réfléchir aussi bien aux modes de vie (manière de s'alimenter, de prendre soin des personnes qui nous ont précédé...) qu'à un modèle de société axé sur le développement économique, qui façonne les types de relations humaines entretenues au sein d'une société, plus ou moins proches du modèle marchand (où le don engendre une dette) ou non marchand (où le don appelle un contre-don). S'appropriier ces questions suppose également de dépasser les considérations sur les personnes jugées naïves, faiblement éduquées ou complotistes pour entrevoir celles

qui interrogent la crédulité et la confiance illimitée des populations occidentales aux organisations abstraites. Vues sous cet angle, ces questions inversent, ponctuellement au moins, le stigmate de la faiblesse intellectuelle qui pèse sur les personnes afro-descendant-e-s et mis à jour par les recherches intersectionnelles sur la racialisation du handicap (par exemple Connor et al. 2019). Malgré les condamnations des industries du numérique, comme Facebook par exemple, les masses continuent d'y rester connectées. Ce constat permet d'entrevoir le danger majeur de la confiance abstraite qu'est le glissement vers la dépendance et l'assujettissement volontaire: la confiance semble aveugle alors que la population est consciente d'être victime des délits dont la responsabilité est assumée par ces organisations. En raison, entre autres, de la complexification du réseau et de son abstraction, aucune modification ni tentative de soustraction de la dépendance, ne sont entreprises collectivement et seuls les individus les plus favorisés du point de vue du capital social, culturel et économique se voient offrir la possibilité de s'en défaire. Ce phénomène d'asservissement volontaire révèle l'imbrication des inégalités de genre, économiques et d'éducation. Il soulève finalement la question de l'essentialisation des phénomènes sociaux ainsi que celle de la croyance tenace en la fatalité, laquelle, malgré le tremblement de terre épistémique provoqué par les philosophies des lumières, semble perdurer à travers le temps.

Notre experte ► **Rachel Solomon Tsehaye** est lectrice en socio-anthropologie au Département de pédagogie spécialisée.
rachel.solomontsehaye@unifr.ch

Références

- Connor, D., Cavendish, W., Gonzalez, T., & Jean-Pierre, P. (2019). Is a bridge even possible over troubled waters? The field of special education negates the overrepresentation of minority students: a DisCrit analysis. *Race Ethnicity and Education*, 22(6), 723–745
- Giddens, A. (1994) *Les conséquences de la modernité*
- Fricker, M. (2007). *Epistemic injustice: Power and the ethics of knowing*. OUP Oxford.
- Population et sociétés. Données annuelles. Institut national d'études démographiques.



© keystone-da.ch

Kaufen auf Pump

In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Kauf auf Raten auf. Matthias Ruoss zeigt in seiner Habilitation auf, was diese neue Kreditform für Folgen hatte. Namentlich für proletarische Frauen waren sie einschneidend. **Andreas Minder**

Im Februar 1883 erhielt die Zürcherin Alwina Schütz Besuch von Jacob Kubli, einem Vertreter der Nähmaschinenfirma Singer. Er bot ihr eine Nähmaschine für 165 Franken an. 21 Franken wären sofort zu zahlen, der Rest in monatlichen Raten von 12 Franken. Alwina Schütz unterschrieb den Kaufvertrag. Hätte sie sofort den ganzen Preis zahlen müssen, wäre das Geschäft nicht zustande gekommen. Der Schreinerlohn ihres Mannes reichte dafür nicht, schliesslich mussten damit auch die Miete bestritten und zwei kleine Kinder aufgezogen werden.

Der Vorgang mag aus heutiger Sicht wenig spektakulär erscheinen. Kaufen auf Pump ist gang und gäbe. Für die damalige Zeit aber war es etwas Neuartiges. Man kannte zwar das Anschreiben im Laden, was auch eine Art Warenkredit ist. Der funktionierte jedoch anders. Die Kundinnen holten im Laden, was sie brauchten, und bezahlten, wenn sie flüssig waren. Der Ladenbesitzer kannte seine Kundinnen und liess jene anschreiben, denen er vertraute. Geldkredite wurden armen Schluckern, wie der Familie Schütz, gar nicht erst gewährt. Die Gläubiger liehen nur Personen Geld aus, die Boden oder Immobilien als Sicherheit besaßen. Alwina Schütz hatte weder das eine noch das andere.

Den Ratenkredit gewährte man ihr aus einem anderen Grund: Sie konnte arbeiten. Das unternehmerische Kalkül war, dass sie mit der Nähmaschine nicht nur Kleider für sich und ihre Familie nähte, sondern auch Heimarbeit verrichtete. Mit dem, was sie dabei verdiente, sollten die Raten abgestottert werden. «Mich hat interessiert, warum die Unternehmen mit dem neuen Kreditformat vor allem verheiratete Frauen aus Unterklassen ansprachen», sagt Ruoss. Waren sie vertrauenswürdiger? Der Hauptgrund war ein anderer: Die Ehemänner gingen in der Regel einer Lohn-

arbeit nach und waren damit weitgehend ausgelastet. Bei verheirateten Frauen lag hingegen noch Arbeitskraft brach. Mit dem Abzahlungsgeschäft stand ein Druckmittel zur Verfügung, um diese zu erschliessen. Ihre Arbeit wurde wie die ihrer Ehemänner zu einer Ware oder «kommodifiziert», wie der sozialwissenschaftliche Begriff dazu heisst. Die Güter, die am häufigsten über Warenkredite verkauft wurden, waren denn auch solche, mit denen sich Geld verdienen liess. Neben Nähmaschinen waren das Möbel. Mit Betten, Tischen und Stühlen wurden sogenannte «Chambres garnies» eingerichtet, die untervermietet wurden.

Unsicher und doch rentabel

«Es hat mich überrascht, wie stark die Kredite auf Arbeit und Arbeitskraft vertrauen», sagt Ruoss. Denn diese Grundlage war sehr unsicher. Setzte etwa eine Krise der ohnehin wenig stabilen Bekleidungsindustrie zu, bekamen Heimarbeiterinnen keine Aufträge mehr und konnten die Raten nicht mehr bezahlen. «Laut den zeitgenössischen Stimmen waren die Kreditausfälle massiv», sagt Ruoss. «Doch für Singer, die Millionen von Nähmaschinen auf Abzahlung verkaufte und vor dem Ersten Weltkrieg zu einem der grössten Unternehmen weltweit aufstieg, zahlte sich das Geschäft aus.» Auch deshalb, weil das Unternehmen die Nähmaschine zurückholen konnte, wenn eine Rate nicht bezahlt wurde. Im Vertrag wurde festgehalten, dass der Kreditgeber bis zur letzten Rate Eigentümer der Sache blieb. Bei Zahlungsverzug konnte er sie zurückfordern. Das erfuhr auch Alwina Schütz. Ein halbes Jahr nach dem Kauf der Nähmaschine musste sie vor Gericht erscheinen, weil sie Raten nicht bezahlt hatte. Die Singer Company verlangte ihr Eigentum zurück. Wie im Gerichtsprotokoll zu lesen ist, hatte

Alwina Schütz dagegen nichts einzuwenden. Sie fand es jedoch ungerecht, dass sie ihre Anzahlung von 21 Franken nicht zurückbekam. Umso mehr als ihr Jacob Kubli versprochen habe, ihr Arbeit zu verschaffen, was nicht geschehen sei. Der Richter hatte für diesen Einwand jedoch kein Gehör.

Der Gerichtsfall zeigt, dass sich neben Kreditgebenden und -nehmenden noch weitere Akteure mit den Abzahlungsgeschäften beschäftigten. Polizei, Verwaltung und Justiz etwa sorgten dafür, dass die Kreditgeber zu ihrem Recht kamen. «Der Staat schützte allerdings nicht nur die Gläubiger, sondern auch die Schuldner», betont Ruoss. Die Eingriffe der öffentlichen Hand berücksichtigten verschiedene Interessen und waren vielschichtig. So verboten die Gesetzgeber in allen deutschsprachigen Ländern die sogenannte Verwirkungsklausel, die besagte, dass der Kreditgeber nicht nur sein Eigentum zurückbekam, sondern auch alle bereits bezahlten Raten behalten durfte. «Der Staat schaltet sich als Moderator – man könnte auch sagen: als Vertrauensvermittler – in das Kreditverhältnis ein.»

Disziplinierungsvehikel

In ähnlicher Weise wirkten philanthropische Organisationen wie die in der Schweiz verbreiteten gemeinnützigen Gesellschaften. Sie positionierten sich als Intermediäre zwischen den Kreditnehmenden und den Fabrikanten. Entweder in dem sie fällige Raten übernahmen oder indem sie selbst Maschinen kauften und den armen Haushalten in die Stube stellten. Verbunden jeweils mit viel moralischer Anleitung: Die Empfängerinnen und Empfänger ihrer Hilfe sollten sich ans Arbeiten gewöhnen, ein Haushaltsbudget führen, nicht herumlungern. «Die philanthropischen Organisationen haben dabei geholfen, dass Produktionsmittel aus den Fabrikhallen in die Arbeiterhaushalte gelangten, damit sich die Familien aus eigener Kraft aus dem Schlamassel arbeiten können.»

Für Frauen waren Ratenkredite ambivalent. Einerseits brachte es ihnen mehr Spielraum. Verheirateten Frauen war es im 19. Jahrhundert eigentlich verboten, Verträge abzuschliessen, es galt das System der Geschlechtsvormundschaft. Streng genommen, war es nicht möglich, dass Frauen an der Haustüre eine Nähmaschine oder ein Möbel kaufen konnten. Also behalf man sich mit einem Trick und dehnte den schwammigen Rechtsbegriff der Schlüsselgewalt. Er besagt, dass die Ehefrau Geschäfte ohne ihren Ehemann abschliessen darf, wenn dies für die Haushaltsführung notwendig ist. Dazu zählte man nun auch das Abzahlungsgeschäft, jedenfalls wenn es Dinge betraf, die sich auch als Produktionsmittel eigneten. «Das war ein Fortschritt, auch wenn die Frauenbewegungen weit mehr gefordert haben», sagt Ruoss. «Die Privilegien des Hausherrn sind damit eingeschränkt worden.»

Pikant an der Neuerung war, dass trotzdem der Ehemann für die Schulden haftete. «Das hat gelegentlich zu Konflikten geführt», erzählt Ruoss. Das wurde unter anderem in Tausenden Zeitungsinserten von verärgerten Ehemännern sichtbar. Sie alle hatten ungefähr den gleichen Wortlaut, wie jenes des Wiener Steindruckers Josef Moses, das 1870 im Neuen Wiener Tagblatt erschienen ist: «Ich warne hiermit Jedermann, meiner Frau Geld oder Waare zu borgen, da ich keinen Kreuzer bezahle. Dies Jedermann zur Richtschnur.» Auf eine vertrauensvolle Paarbeziehung lässt das nicht schliessen.

Doppelbelastung

Der Zorn der Männer darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass an der patriarchalen Hierarchie innerhalb der Familie nicht gerüttelt wurde. So gaben die Gesetzgeber den Ehemännern das Recht, ihren Gattinnen die Schlüsselgewalt zu entziehen. Und: Mit der Flexibilisierung der Schlüsselgewalt wurde auch der rechtliche Grundstein für die geschlechtsspezifische häusliche Arbeitsteilung gelegt. Das Schweizerische Zivilgesetzbuch bringt es 1912 auf den Punkt: «Die Frau führt den Haushalt.» Gerade weil sie weiterhin die ganze Care Arbeit machen musste, stand sie der Wirtschaft als billige Arbeitskraft zu Verfügung.

Die Frage, ob der Ratenkredit für Arbeiterhaushalte und namentlich die Frauen etwas Gutes oder etwas Schlechtes war, lasse sich nur in Einzelfall beantworten, sagt Ruoss. «Das wussten auch zeitgenössische Beobachtende. Die einen sagten, es empowert, die anderen sagten, es mache abhängig. Als Kapitalismushistoriker interessiert mich aber vor allem die Tatsache, dass Ratenkredite die Arbeitskraft von proletarischen Frauen aktivierten. Wohlstand und Überschuldung sind beides mögliche Effekte produktiver Verschuldung.»

Auch wenn ihr weiteres Schicksal nicht bekannt ist, dürfte die Familie von Alwina Schütz zu denen gehört haben, die durch Kredite erst recht in Schwierigkeiten gerieten.

Andreas Minder ist selbständiger Journalist in Zürich.

Unser Experte ► **Matthias Ruoss** ist Historiker und lehrt und forscht am Departement für Zeitgeschichte und am Interdisziplinären Institut für Ethik und Menschenrechte der Universität Freiburg. 2022 schloss er sein Habilitationsprojekt «Auf Pump. Ratenkredite im industriellen Kapitalismus 1860–1910» ab. Das Buch erscheint diesen Herbst beim Wallstein-Verlag. Neben der Geschichte des Kapitalismus gehören die Geschlechtergeschichte der Arbeit und die Geschichte der Armut und der sozialen Arbeit zu seinen Schwerpunkten.
matthias.ruoss@unifr.ch





© Keystone-SDA.ch

Vertrauen in Gott und den Menschen

Die Mutter-Kind-Beziehung begründet das Grundvertrauen im Leben und legt den Grundstein für die Beziehung zu Gott – das Gottvertrauen. **Mariano Delgado**

«Vertrauen» ist eine wichtige anthropologische Grundhaltung. Sie beginnt mit dem sehnsüchtigen Blick des Kindes nach einem Menschen, der ihm liebevolle Augen und ein freundliches Lächeln schenkt. Aber die historische Anthropologie zeigt uns auch, dass wir nicht automatisch von der frühen Kindheit konditioniert sind. Es gibt Menschen mit einer unglücklichen, traumatisierten Kindheit, mit Erfahrungen von Enttäuschung, Missbrauch und Vertrauensbruch im engsten Familienkreis, die aber später dank anderer Erfahrungen im Leben beziehungsfähig werden und sich von der Zärtlichkeit Gottes umfassen wissen.

Der Mensch als Gesprächspartner Gottes

Im Christentum (und im Judentum) ist das kindliche Grundvertrauen eine Metapher für die Beziehung des Menschen zu Gott. Denn wir sind von unserem Ursprung her zur Gemeinschaft und zum Dialog mit Gott berufen. Wir sind seine «Gesprächspartner_innen». Und darin liegt ein besonderer Wesenszug unserer Würde, wie das letzte Konzil in Erinnerung rief.

Das Gebet ist im Judentum und im Christentum nichts anderes als die Pflege des Dialogs mit Gott als Dank, Lob und auch Klage – im Bewusstsein der genannten Berufung, aber auch der Ähnlichkeit und des wesentlichen Unterschieds zwischen uns und ihm. Vor diesem Hintergrund hat uns Jesus von Nazareth eingeladen, in kindlichem Grundvertrauen Gott als «Vater» anzusprechen. Daher auch seine Worte: «Wenn ihr nicht umkehrt und wie die Kinder werdet...» (Matthäus 18,3).

Dieses Grundvertrauen prägt die Gebetstraditionen der Kinder Israels, die wir in den Psalmen finden. Darin ringt der Beter mit einem Gott, der verlässlich, treu und vertrauenswürdig ist, der einzige Fels und Retter in der Not. Die

Dialektik vom Vertrauen auf Gott einerseits und von der Erfahrung der Not und der Finsternis andererseits durchzieht die Psalmen im Besonderen und die Bibel im Allgemeinen. Der Beter findet immer wieder Zuflucht zu Gott, den er ruft in der Not und auf den er in den widrigsten Situationen des Lebens vertraut: «Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, / ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, / dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht» (Psalm 23,4).

Das Vertrauen des Märtyrers Jesus von Nazareth

Auch die Gebetserfahrung Jesu ist bis zum grausamen Tod von diesem Grundvertrauen in den rettenden Gott Israels, seinen «Vater», geprägt, wie aus seinen letzten Worten am Kreuz hervorgeht. Das mag paradox klingen, wenn wir bedenken, dass er nach Markus und Matthäus klagte: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Aber das sind die Anfangsworte von Psalm 22, den Jesus in seiner tiefsten Not zu beten versuchte. Der Psalm entspricht der genannten Logik der Gebetstraditionen Israels: in der Not zu Gott rufen, und auch wenn Gott zu schweigen scheint (Psalm 22,3), ihn als unsere Stärke preisen (22,20) und unser Vertrauen in ihn erneuern. So endet der Psalm mit dem Lobpreis der Heilstaten Gottes, von denen man dem künftigen Geschlecht erzählen wird.

Dazu gehört, dass bei Lukas und Johannes die Verteilung von Jesu Gewand mit einem Verweis auf Psalm 22,19 gedeutet wird: «Sie verteilen unter sich meine Kleider / und werfen das Los um mein Gewand.» Oder dass Jesus nach Lukas mit den Worten aus dem Psalm 31,6 stirbt: «In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist». Für die bibelfesten Adressaten seines Textes war damit die zutiefst «jüdische» Gebetshaltung des «Märtyrers» Jesus bis

zum grausamen Tod am Kreuz klar. Lukas brauchte nicht den zweiten Satz dieses Verses zu schreiben: «Du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott.»

Das vertrauensvolle Beten der Teresa von Ávila

Mystiker und Mystikerinnen sind im Christentum ganz normale Menschen, die Mitten im Leben die persönliche Erfahrung machen, dass Gott in Jesus Christus «mir» ganz besonders und nicht einfach «uns» im Allgemeinen seine «Güte und Menschenliebe» gezeigt hat (Titus 3,4), seine Gnade und Gerechtigkeit; daher können wir auf diesen Gott unser ganzes Vertrauen setzen. Ähnlich wie Martin Luther war Teresa von Ávila († 1582) vor dieser Erfahrung des «für mich» der Menschwerdung Gottes von Ängsten geplagt, die man damals mit den Höllenpredigten bei den einfachen Menschen gezielt weckte, um sie moralisch zu disziplinieren. Nach einer Gnadenerfahrung 1554 bei der Betrachtung einer kleinen Figur des gezeißelten Jesus fühlte sich Teresa von diesen Ängsten befreit und zur Gottesfreundschaft berufen. Von nun an konnte sie ihr «ganzes Vertrauen auf Gott» setzen.

Die Heilsangst, mit der sie ins Kloster eintrat, weicht nun der Zuversicht, in ihrer menschlichen «Erbärmlichkeit» bei Gott geborgen zu sein. «Gottesfreundschaft» wird dann zum Schlüsselbegriff ihrer Gebeterfahrung, die sie als einen «freundschaftlichen, vertrauten Umgang» (*trato de amistad*) mit Gott definiert: «als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt.» Beten ist dann ein Beziehungsgeschehen, das sich nicht auf bestimmte Zeiten und Orte beschränken lässt, sondern das ganze Leben durchdringt. Wenn Beten eine Frage des Vertrauens und der Liebe und nicht der Zeit und des Ortes ist, so kann jeder ein Beter sein und die Freundschaft mit Gott pflegen.

Beim Beten geht es für Teresa nicht um viele Gedanken, auch nicht um viele Worte, sondern einfach um ein Dasein vor Gott in Liebe – und in Bewusstsein unserer Ähnlichkeit und Differenz zu ihm. Denn bei aller Vertrautheit mit Gott im inneren Beten als *trato de amistad* dürfen wir den ihm geschuldeten Respekt nicht vergessen: Er ist Gott und wir sind Menschen, er ist der Retter und Helfer, und wir sind die auf seine Gnade Angewiesenen. Teresa wusste, dass es beim Beten nicht um spirituellen Narzissmus geht, sondern um das Heil «aller»; und sie wusste auch, dass die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe die beste Frucht der Gottesfreundschaft ist.

Das Vertrauen der Kirche in den Menschen

In seiner Ansprache zum Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils am 7.12.1965 hat Papst Paul VI. die Kirche ermahnt, «Vertrauen in den Menschen» zu haben. Das Konzil war sich der Ambivalenz des Menschen in der

Geschichte bewusst und hat sein Doppelgesicht eingehend betrachtet, d.h. «Elend und Grösse des Menschen». Aber es hat, so Paul VI. weiter, willentlich eine sehr optimistische Einstellung gewählt und eher die glückliche als die unglückliche Seite des Menschen betont. Dem Konzil war wichtig jene anthropologische Linie hervorzuheben, die den Menschen als soziales und lernfähiges Gemeinschaftswesen versteht. Wir sind primär nicht des Mitmenschen Wolf, sondern «Freund» – sonst hätten wir uns als «Menschheitsfamilie» nicht so weit entwickeln und die Erde bevölkern können.

«Vertrauen in den Menschen» ist wegen der eingangs erwähnten göttlichen Berufung des Menschen wichtig. Das Bewusstsein davon ist aber bei vielen Menschen verschüttet oder verloren gegangen. So ist in der heutigen «Seelsorge» die «Erfahrungs-Anamnese» besonders wichtig, d.h., das Ausgraben der Gotteserfahrung, die in der Biographie eines jeden Menschen, in seiner Hoffnungs- und Leidensgeschichte tief verborgen ist. Dann ist bei den Seelsorgern und Seelsorgerinnen eine mystagogische Dialogkultur nötig, wie sie etwa der agnostische Dichter Antonio Machado († 1939) auf den Punkt gebracht hat: «Um einen Dialog zu führen, fragt zuerst: und dann ... hört auch gut zu.» Denn Vertrauen in den Menschen bedeutet auch: auf den Menschen hören, und ihn nicht einfach «belehren».

In Bezug auf den Menschen hat die Kirche heute – so Paul VI. mit dem Konzil – nicht den Weg der dogmatischen Lehren und Verurteilungen gewählt, sondern den des «Dialogs mit ihm», und zwar «mit der sanften und freundlichen Stimme der pastoralen Nächstenliebe», um dabei «alle zu hören und zu verstehen», sowie mit dem Zweck, «dem Menschen zu dienen». Denn die Kirche hat sich mit dem Konzil als «die Dienerin der Menschheit» verstanden – auch und gerade im Hinblick auf «die anthropozentrische Richtung der modernen Kultur».

Paul VI. sagte auch, dass man Gott kennen muss, «um den Menschen, den wahren Menschen, den ganzheitlichen Menschen, zu kennen» und Christi-Anlitz in ihm zu erkennen (Matthäus 25,40). Und er fügte hinzu: «um Gott zu kennen, muss man den Menschen kennen», ja, «um Gott zu lieben, muss man den Menschen lieben».

Gottes Vertrauen und Vertrauen in den Menschen gehören zusammen – trotz der Erfahrung von Gottes Schweigen in der Not und der Ambivalenz menschlicher Natur.

Unser Experte ► **Mariano Delgado** ist Professor für Kirchengeschichte und Direktor des Instituts für das Studium der Religionen und den interreligiösen Dialog an der Theologischen Fakultät.
mariano.delgado@unifr.ch



«Politisches Vertrauen muss verdient werden»

Von Vertrauen ist in der Regel dann die Rede, wenn es nicht mehr da ist.

So gesehen scheint die Tatsache, dass hierzulande Vertrauen und insbesondere politisches Vertrauen wenig thematisiert werden, darauf hinzuweisen, dass die Schweiz damit wenig Probleme hat – gerade auch im Vergleich mit dem Ausland. **Nicolas Hayoz**

Die Schweiz gehört, zusammen mit den skandinavischen Ländern, zu den «high trust-Ländern», in denen sowohl das soziale Vertrauen unter den Menschen, wie das politische Vertrauen in die politischen Institutionen und in die Regierung hoch sind. Die direkte Demokratie erlaubt darüber hinaus die Kanalisierung von Misstrauen. Gesundes Misstrauen des skeptischen Bürgertums gegenüber der politischen Macht ist das, was den liberalen Staat ausmacht.

Vertrauen und Skepsis

Politische Institutionen sollen verhindern, dass skrupellose Politiker ihre Macht missbrauchen. Sie sollen vertrauensfördernd und vertrauenswürdig sein. Das Wissen darum, dass Rechte geschützt werden, ermöglicht dieses Vertrauen. Es muss davon ausgegangen werden können, dass die Kontrollmechanismen im liberalen Rechtsstaat funktionieren, aber es muss auch dafür gesorgt werden, dass Regierungen rechenschaftspflichtig sind und das einhalten, was sie versprochen haben an Leistungen. Dazu braucht es Bürger_innen, die das Handeln der Regierung kritisch begleiten. Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser! Politisches Vertrauen beruht immer auf einer Mischung von Vertrauen und Misstrauen im Sinne von Skepsis. Was geschieht aber, wenn Misstrauen sich nicht mehr nur auf einzelne Aspekte in der Politik z.B. gegenüber dem Parlament oder der Regierung äussert, sondern generalisiert wird? Mark E. Warren macht hierzu eine wichtige Unterscheidung: In Demokratien sind die sogenannten politischen Institutionen wie Parlamente und Regierungen zu trennen von den staatlichen unparteiischen Institutionen der öffentlichen Verwaltung, deren Behörden (Vollzugsbeamte, Polizei, Gerichte usw) im öffentlichen Interesse handeln (sollen) und von daher gesehen schon als solche höheres Vertrauen geniessen als Parlamente und politische Parteien. Wenn Misstrauen nicht mehr nur in den politischen Institutionen,

also in den Parlamenten, wo es um Konfliktaustragung geht, kanalisiert und ausgedrückt wird, sondern auch auf diejenigen Institutionen ausgedehnt wird, die mit der Bereitstellung und Sicherung öffentlicher Güter betraut sind, dann riskiert die Demokratie Schaden zu nehmen.

Der Fall Trump

Man stelle sich vor, dass in Wahlen nicht mehr vorausgesetzt werden kann, dass die Stimmen richtig gezählt werden. Wahlfälschungen findet man normalerweise nur in autoritären Regimes. Aber was, wenn die Wählerinnen und Wähler das Resultat der Wahlen in einer Demokratie nicht akzeptieren, weil es ihnen nicht passt, dass der von ihnen präferierte Kandidat nicht gewählt worden ist? In den USA ist genau dies geschehen: Ein Teil der Wählerschaft hat die Niederlage von Trump in den Präsidentschaftswahlen von 2021 nicht akzeptiert und misstraut dem Wahlverfahren. Wenn sogar den Verfahren nicht getraut wird, die dafür sorgen sollen, dass demokratisch legitimierte Mehrheitsentscheide entstehen, dann wird dem ganzen System misstraut. Umfragen stellen für die USA eine alarmierende Erosion des politischen Vertrauens in zentrale politische Institutionen fest: An ehrliche Wahlen sollen mittlerweile nur noch 44 Prozent der Amerikaner_innen glauben, dies im Unterschied beispielsweise zu den Briten mit 70 Prozent. Das politische Vertrauen in den USA ist schon seit längerem am Sinken, aber es ist vor allem der populistische «Brandbeschleuniger» Trump, der mit seinen Anschuldigungen zu den «gestohlenen Wahlen» dazu beigetragen hat, dass das Misstrauen in zentrale politische Institutionen wie Wahlverfahren und Justiz stark zugenommen hat. Überhaupt scheint die Polarisierung in den USA auch zur Polarisierung von Vertrauen geführt zu haben. Vertraut bzw. misstraut wird immer mehr entlang Parteilinien.

Blick auf Europa

Von solchen Verhältnissen sind wir hierzulande weit entfernt. Aber ein Blick über die Schweizer Grenze weist auch auf beunruhigende Entwicklungen in mehreren europäischen Ländern hin. Hier müsste zuerst von der verbreiteten Unzufriedenheit mit den Leistungen von Regierungen die Rede sein, die zur Schwächung von Regierungsparteien und zur Stärkung von populistischen rechtsnationalen bzw. rechtsextremen Parteien geführt hat, was die Europawahl soeben gezeigt hat. Hinter dieser Unzufriedenheit zeigt sich ein Misstrauen, das von den Regierenden nicht mehr erwartet, dass sie die Probleme zu lösen vermögen. Frankreich ist ein Beispiel dafür, wie die Frustration über die ungelösten ökonomischen, sozialen und politischen Probleme von weiten Teilen der Bevölkerung vom Rassemblement National (RN) ausgenutzt werden konnte und diesem zu seinem Wahlsieg verholfen hatte. Das RN kapitalisiert gewissermassen das verbreitete politische Misstrauen gegenüber den politischen Eliten, das sich in den vergangenen Jahren immer wieder in unterschiedlichen Protestformen geäussert hat.

Aber auch populistische Parteien werden daran gemessen werden müssen, ob sie imstande sein werden eine kompetentere Politik zu machen als die Regierungsparteien, denen Versagen vorgeworfen wird. Ob sie imstande sein werden mehrheitsfähige Lösungen anzubieten, daran bestehen berechtigte Zweifel, denn zu sehr beziehen solche Parteien ihren Brennstoff aus der Polarisierung und der Kultivierung von Feindbildern. Sie müssten genau dies unsichtbar machen, um zu einer «normalen» Partei zu werden.

Was aber wenn es nicht nur um die Überwindung von Inkompetenz geht, sondern um die Realisierung einer illiberalen Politik, wie das einige osteuropäische Länder, z.B. Ungarn und Polen vorgemacht haben, in denen populistische Parteien an die Macht gekommen sind. Hier wurde nicht einfach eine kompetentere Politik angestrebt, sondern eine Instrumentalisierung der politischen Institutionen, v.a. der Justiz zwecks Machtmaximierung und Kontrolle der Gesellschaft. Aber auch populistische Regierungen können sich durch Inkompetenz und überrissene Machtansprüche diskreditieren, wie das Beispiel Polen im vergangenen Herbst gezeigt hat, wo die konservativ-reaktionäre PIS die Wahlen verloren hat. Hier kann sehr gut gesehen werden, wie die durch die Populisten geschürte Polarisierung der Gesellschaft das Misstrauen verstärkt hatte, das diese mit ihrem nationalistischen Diskurs zu überwinden meinte.

Politisches Vertrauen kann verloren gehen, es kann aber auch wieder steigen – überhaupt oder in einzelnen Politikbereichen, wenn die Leistungen der Regierenden wieder überzeugender werden. Das kann lange dauern. Politisches Vertrauen muss verdient werden! Durch Wahlen werden Misstrauen bzw. Vertrauen ausgedrückt, wird über das

Schicksal von Parteien und Regierungen entschieden. Unzufriedenheit mit der Politik kann sowohl über Proteste wie über das Abwandern von Wählern zu populistischen Parteien ausgedrückt werden. Neben diesem «Voice»-Aspekt der Enttäuschten gibt es aber auch den «Exit», der sich z.B. dadurch äussern kann, dass an den Wahlen nicht mehr teilgenommen wird oder gar, dass das Land verlassen wird. In Frankreich, so liest man, nimmt einer von zwei Wählern nicht mehr an Wahlen teil. Das kann bis zur völligen Entfremdung vom politischen System führen, die v.a. untere Schichten der Bevölkerung betrifft. Wenn die Spaltung zwischen den Regierenden mit ihren Eliten und breiten Bevölkerungsschichten zu gross wird, dann kann es so weit kommen, dass nicht mehr nur eine einzelne Politik oder eine Regierung in Frage gestellt wird, sondern auch das Regierungssystem und mit diesem die Demokratie im Lande. Die Autokratisierung in diversen osteuropäischen Ländern zeigt, dass Demokratie nicht unbedingt «the only game in town» ist. Reformunwillige und korrupte Regierungen diskreditieren zusammen mit ineffizienten Institutionen die Demokratie und zerstören das politische Vertrauen der Bürger. Die Slowakei wäre hier z.B. zu nennen, wo mittlerweile eine Mehrheit der jüngeren Generation das Land verlassen will.

Von Bürgern zu Untertanen

Die Alternative zur Demokratie ist die Autokratie. Diktatoren wie Putin, mit dem rechtsextreme Parteien in Europa sympathisieren, erhalten wie die erwähnten Demokratien hohes politisches Vertrauen. Allerdings handelt es sich hier um ein auf eine Person fixiertes personalisiertes Vertrauen, auf das sich auch viele populistische Leader abstützen. In Putins «schöner neuer Welt» lässt sich gut zeigen, wohin man gelangt, wenn der kritische Bürger der Demokratie ersetzt wird durch den gehorsamen Untertanen. Ganz anders die Ukraine, die trotz dem Krieg mit dem Aggressor Russland keinem Diktator huldigt und den kritischen Bürger hochhält, der den politischen Institutionen und deren Vertretern nur solange Vertrauen schenkt, wie sie es verdienen.

Unser Experte ► **Nicolas Hayoz** ist Professor am Departement für Europastudien und Slavistik.
nicolas.hayoz@unifr.ch

Referenzen

- Mark E. Warren, 2018, Trust and Democracy, In: Uslaner, Eric (Hrsg.), The Oxford Handbook of Social and Political Trust. Oxford: Oxford University Press, 75–94.
- Economist vom 17.4.2024 «America's trust in its institutions has collapsed»



© keystone-sda.ch

Fussball als Zeitzeuge





Historikerin Christina Späti erzählt die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts anhand des Fussballs. Britische Klassenkämpfe, geistige Landesverteidigung, Empowerment der Frauen – es ist alles drin. **Matthias Fasel**

Was Christina Späti durch den Kopf geht, wenn sie mal wieder Spieler_innen oder Funktionär_innen sagen hört, Politik habe im Fussball nichts zu suchen? «Da kann ich nur lachen. Die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen hatten schon immer direkte Auswirkungen auf den Fussball – er ist ein guter Spiegel», sagt die Professorin für Zeitgeschichte.

Arbeiterklasse übernimmt den Fussball
«Als der Fussball im 19. Jahrhundert in Grossbritannien entstand, war er ein Phänomen der Oberschicht, der es wichtig war, sich gegenüber der Arbeiterklasse abzugrenzen», sagt Späti. Eine Professionalisierung kam deshalb nicht infrage, Fussball sollte ein Sport sein, den Gentlemen in ihrer Freizeit spielen. «Die Arbeiter übernahmen ihn dann trotzdem – ein wichtiger Grund dafür war ein gesellschaftlicher Wandel.» In Grossbritannien wurde die Arbeitszeit reduziert, der Samstag nachmittag war nun frei, nur deshalb hatten die Arbeiter überhaupt Zeit, Fussball zu spielen. Die Oberschicht wandte sich daraufhin mehrheitlich vom Fussball ab und bevorzugte Sportarten wie Cricket oder Landhockey. «Das war mit Blick auf die Arbeiterklasse ein erstes Beispiel von Empowerment.»

Instrumentalisierung im Faschismus

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Fussball auch auf dem Kontinent zum Massenphänomen. «Die Staatsoberhäupter merkten, dass es wichtig ist, sich im Stadion zu zeigen. Es kamen Flaggen dazu, nationale Embleme – insbesondere in den Diktaturen wurde Fussball in den dreissiger und vierziger Jahren schamlos politisiert und instrumentalisiert.» Etwa von Benito Mussolini, der sich eigentlich nicht für Fussball interessierte, 1934 aber die WM nach Italien holte. «Die Hintergedanken richteten sich sowohl nach innen als auch nach aussen.» Nach innen, um die Leute mit Brot

und Spielen bei der Stange zu halten, nach aussen, um zu zeigen, was der Faschismus erreichen kann. «Es wurde dann auch nachgeholfen, damit Italien Weltmeister wird», erklärt Späti.

Der Fussball diente im Faschismus der Gemeinschaftsbildung – die durch Ausgrenzung geschah. In Italien wurde die Liga umstrukturiert. «Ausländer waren nicht mehr erwünscht. Dadurch gingen einige gute Spieler verloren. Als Ersatz wurden in Lateinamerika Spieler mit italienischer Herkunft gesucht.» Auch Nazideutschland holte sich das Gemeinschaftsgefühl durch Exklusion. «Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurden jüdische Personen im Fussball schrittweise ausgeschlossen.»

Fussball als geistige Landesverteidigung

Und die Schweiz? «Die hatte bei der WM 1938 in Frankreich ihren grossen Moment, der eine Masseneuphorie auslöste, die im Kontext der geistigen Landesverteidigung zu verstehen ist. Die Schweizer Fussballer besiegten im Achtelfinal Deutschland – es war das erste Mal, dass die NZZ eine Sportnachricht auf der Titelseite brachte.» Ganze Schulklassen schrieben den Spielern anschliessend Fanbriefe, die Zeitungen überboten sich mit Elogen über die kleine Schweiz, die das grosse Nazideutschland besiegt hatte, Vergleiche mit Wilhelm Tell und Werner Stauffacher wurden gezogen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Fussball während des Kalten Kriegs erneut als Kampf der Systeme betrachtet. Etwa bei der WM 1974 in der Bundesrepublik Deutschland, als es zum einzigen Länderspiel zwischen der BRD und der DDR kam. «Das war für beide nicht einfach. In der BRD war man zurückhaltend, die DDR überhaupt anzuerkennen und sie so zu nennen – keine leichte Aufgabe für die TV-Leute.» Ungleich grösser waren die Herausforderungen auf der anderen Seite. «Die DDR musste sich die Frage stellen:

Wer reist überhaupt in die BRD, ohne dass es zur Republikflucht kommt? Das galt insbesondere für die Fans, das war eine Staatsübung.»

Vier Jahre später blickte die Welt nach Argentinien, wo kurz zuvor nach einem Putsch eine Militärjunta an die Macht gekommen war. Wie Italien 1934 gewann auch Argentinien 1978 die Heim-WM. «Erneut gab es merkwürdige Vorkommnisse, es wurde wohl auch diesmal nachgeholfen», sagt Christina Späti. Dennoch war es die perfekte Propaganda. «Man weiss von Zeitzeugen, dass selbst politische Gefangene mitgefiebert und mitgefeiert haben. Dieses Gemeinschaftsgefühl, diese Emotionen sind der Grund dafür, dass der Fussball so gut instrumentalisiert werden kann.»

Interessant für Migrant_innen

Es sind jedoch dieselben Zutaten, die dafür sorgen, dass Fussball auch inkludierend wirken kann. Wie bei der britischen Arbeiterklasse sind es Geschichten von Emanzipation und Selbstermächtigung. Ein Beispiel dafür ist das Brasilien des frühen 20. Jahrhunderts. «Bis in die zwanziger Jahre

«Das Interessante am Fussball ist die Niederschwelligkeit. Ein Ball, ein Platz – und schon geht es los»

war das Land von den Folgen des Sklavenhandels und Segregation geprägt. Schwarze wurden zum Teil aus den Clubs und aus der Nationalmannschaft ausgeschlossen. Sie spielten jedoch weiter und zeigten, wie gut sie sind. Das hat integrierend gewirkt, bald durften sie normal mitspielen.»

Überhaupt gab und gibt es immer und überall Fussball spielende Migrant_innen. «Das Interessante am Fussball ist die Niederschwelligkeit. Ein Ball, ein Platz – und schon geht es los. Es braucht keine Sprachkenntnisse, keine Staatszugehörigkeit, Migrant_innen können sich mit Skills einbringen, die nichts mit denjenigen zu tun haben, die von ihnen bei Integrationsforderungen normalerweise gefragt sind.»

Solche Beispiele gibt es auch in der Schweiz. Dem jüdischen Fussballclub Hakoah Zürich etwa gelang schon 1922 sowohl eine Integration gegen innen als auch gegen aussen. Religiöse und nicht religiöse Juden spielten zusammen in einem Team, das in die Zürcher Liga aufgenommen wurde. Manchmal kam es zu Konflikten, weil Hakoah aus religiösen Gründen nicht am Samstag spielen wollte. Am Sonntagmorgen hingegen wollten die christlichen Gegner nicht antreten. «Die Spiele fanden schliesslich am Sonntagnachmittag statt. Dass das von allen akzeptiert und ein Kompromiss gemacht wurde, war ein klares Signal im Integrationsprozess.»

Nahostkonflikt im Fussball spürbar

Den FC Hakoah Zürich gibt es auch heute noch und am Sabbat spielt er weiterhin nicht. In den letzten Monaten war der Club jedoch aus einem anderen Grund in den Medien: dem zunehmenden Antisemitismus. «Den Junioren wurde geraten, nicht mehr im Trainingsdress mit dem Clublogo an den Match zu gehen, sondern sich erst in der Garderobe umzuziehen», sagt Späti. Da ist er wieder, der Fussball als Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklung.

Das führt zu der Frage: Wie sieht es heute grundsätzlich aus? Die grossen Konfliktlinien sind direkt erkennbar. Russland ist von internationalen Wettbewerben ausgeschlossen, Palästina und Israel könnten auch im Fussball kaum weiter voneinander entfernt sein. Israel gehört dem europäischen Verband an, Palästina der asiatischen Konföderation. «Die palästinensischen Nationalmannschaften – es gibt auch eine weibliche – bestehen in erster Linie aus Spieler_innen, die im Exil leben. Auch weil viele Spieler_innen, die in Palästina leben, nicht ausreisen können, wenn Israel es

nicht zulässt.» Ein Direktduell zwischen Palästina und Israel gab es noch nie. «Das liegt seit Jahren ausserhalb des Vorstellbaren», sagt Christina Späti.

Ein Direktduell zwischen Palästina und Israel gab es noch nie. «Das liegt seit Jahren ausserhalb des Vorstellbaren»

Abseits der internationalen Konflikte werden weiterhin gesellschaftliche Themen verhandelt. «Gerade hierzulande gehört im Hinblick auf die Frauen-EM 2025 in der Schweiz die Gleichberechtigung zu den wichtigsten. Da geht es auch um das politische Umfeld, zum Beispiel darum, wie viel Geld Bund und Kantone sprechen.» Das Empowerment der Frauen verlief in den letzten 100 Jahren schleppend und mit Rückschlägen. «In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts gab es die erste Emanzipationswelle. In den dreissiger und vierziger Jahren wurden die Frauen dann jedoch wieder vom Fussball ausgeschlossen – unter anderem mit der Begründung, er sei schlecht für die Gebärfähigkeit.» Mit der zweiten Frauenbewegung in den sechziger Jahren änderte sich das wieder, spätestens seit der Jahrtausendwende gewinnt der Frauenfussball gerade auch in Europa an Popularität.


Frauen am Ball

«Das hat viel mit den USA zu tun. Fussball hatte dort schon immer eine andere Rolle. Neben den stark männlich konnotierten Sportarten wie American Football, Baseball oder Eishockey hatte es im Fussball von Beginn weg viel Platz für Frauen», sagt Späti. Als 1999 Präsident Bill Clinton und über 90'000 Fans in Los Angeles den WM-Final verfolgten, war absehbar, dass diese starken Bilder nicht ohne Einfluss auf Europa bleiben würden.

Nebst der Thematik um die Gleichberechtigung fand Christina Späti zuletzt auch die Fanproteste in Deutschland gegen die zusätzliche Kommerzialisierung bemerkenswert. Fans störten so lange die Spiele, bis die Deutsche Fussball Liga (DFL) einen geplanten Investoren-Deal platzen liess. «Sie haben ihr Anliegen durchgebracht und gezeigt, dass nicht von oben herab an den Fans vorbei entschieden werden kann. Das ist gesamtgesellschaftlich betrachtet interessant.» Es bleibt spannend im Fussball – auch abseits von Elfm Metern und Doppelpässen.

Matthias Fasel ist Gesellschaftswissenschaftler, Sportredaktor bei den «Freiburger Nachrichten» und freischaffender Journalist.

Unsere Expertin ► **Christina Späti** ist Professorin am Departement für Zeitgeschichte der Universität Freiburg. Im letzten Semester hielt sie die BA-Vorlesung «Fussball. Geschichte eines globalen Phänomens».
christina.spaeti@unifr.ch



Une arche de Noé pour le métabolome du vivant



Le constat est alarmant: Dans le monde, près de 25% des espèces sont aujourd'hui menacées d'extinction à plus ou moins longue échéance. Face à l'urgence, Pierre-Marie Allard et plusieurs de ses collègues ont lancé l'Earth Metabolome Initiative, un projet qui vise à documenter les composés chimiques de chaque espèce connue sur Terre. **Christian Doninelli**

Quand, en 1873, Augustin Pyrame de Candolle entreprit de rédiger un traité de botanique et d'y compiler toutes les plantes à graines connues en son temps, il se trouvait face à une tâche titanesque qui ne fut achevée qu'un demi-siècle plus tard et de manière posthume. En ambitionnant d'analyser le métabolome de toutes les espèces du monde, Pierre-Marie Allard, chercheur au Département de biologie de l'Université de Fribourg, et Emmanuel Defossez, chercheur au Département d'écologie de l'Université de Neuchâtel, ainsi que plusieurs de leurs collègues, s'attaquent à un projet presque aussi conséquent puisqu'ils n'en verront sans doute jamais la fin de leur vivant. «C'est d'ailleurs la raison pour laquelle nous avons privilégié l'expression d'Earth Metabolome Initiative: une initiative, à la différence d'un projet, ne doit pas nécessairement être menée à son terme par ses instigateurs-trices», explique Pierre-Marie Allard. Il n'empêche, le temps presse!

Pendant qu'il en est encore temps

Même si le concept d'anthropocène fait débat, il est indéniable que l'activité humaine, depuis la Révolution industrielle au moins, affecte sérieusement l'environnement en général et la biodiversité en particulier. La liste rouge des espèces végétales menacées s'étoffe chaque année un peu plus. Selon l'Union internationale pour la conservation de la nature (UICN), près de 40% d'entre elles sont au mieux en danger, au pire déjà éteintes. Or, l'extinction d'une espèce végétale n'a rien d'anodin puisqu'elle contribue à l'affaiblissement des écosystèmes, mais aussi, dans une perspective strictement humaine, représente une perte irrémédiable pour la science. «Avec la disparition de la biodiversité, on perd la chimiodiversité qui y est associée», souligne Pierre-Marie Allard. Même s'il se défend d'inscrire le projet

dans une perspective strictement utilitariste, ce pharmacien de formation ne se montre pas complètement hermétique aux vertus potentielles des principes bioactifs que recèlent certaines plantes. «Il convient de garder à l'esprit que 60% de toutes les molécules qui existent sur le marché sont soit des substances naturelles, soit dérivées de substances naturelles. La nature est une véritable source d'inspiration pour l'industrie pharmaceutique». Pour enfoncer le clou, Pierre-Marie Allard rappelle que la médecine traditionnelle, à laquelle recourt encore la majeure partie de la population mondiale, repose elle aussi sur cette chimie des produits bioactifs: «On utilise une plante ou une décoction dont on sait qu'elle marche par expérience, même si son mécanisme d'action, la chimie qui le sous-tend, reste à élucider».

Un projet pilote pour faire ses armes

Mais chaque grand voyage, même dans l'univers impitoyable de la science, commence par un premier pas. En guise de ballon d'essai, avec son compère Emmanuel Defossez, ils ont décidé de lancer un projet qu'ils ont baptisé Digital Botanical Gardens Initiative. «Nous avons réalisé que, tous les deux, nous avons une mine de biodiversité sous le nez, puisque tant l'Université de Neuchâtel que celle de Fribourg possèdent un jardin botanique. C'est un cadre idéal pour peaufiner nos méthodes de collecte et d'étiquetage, les plantes y étant faciles d'accès et déjà déterminées de surcroît.» Débutée il y a bientôt deux ans, cette étape leur a permis de saisir l'ampleur de la tâche qui les attend, un vrai travail de Sisyphe. «Si nous prélevons des échantillons d'une plante au printemps, elle n'aura pas le même métabolome qu'en hiver. Il en ira de même du métabolome d'une plante âgée par rapport à celui d'une plante jeune, ou d'une plante soumise à un stress hydrique par rapport

à une même plante qui ne l'est pas. Autrement dit, nous devons collecter plusieurs échantillons d'une même espèce.» Or, il existe plus de 8,7 millions d'espèces, un chiffre astronomique qui aurait pu les effrayer si d'autres scientifiques avant eux ne s'étaient pas lancés un défi similaire, le

«Nous pourrions aussi montrer que cette plante, si précieuse, provient d'un biome particulier, d'un écosystème, et qu'elle n'existe peut-être qu'en interaction avec les autres espèces»

Earth Biogenome Project, dont l'ambition est de séquencer le génome de l'ensemble des eukaryotes de la planète. «Nous nous en sommes inspirés à 100%», confesse volontiers Pierre-Marie Allard.

Protection de la biodiversité

Profilier l'ensemble du contenu métabolique des espèces connues sur la planète permettra bien sûr, au niveau fondamental, de mieux appréhender la chimiodiversité et donc aux chercheuses et chercheurs de mieux comprendre les interactions entre espèces au sein de la biosphère et d'être mieux armés pour mettre au point de nouveaux médicaments, mais là n'est pas l'objectif principal de Pierre-Marie Allard. Lui, ce qu'il souhaite, c'est contribuer à la protection de la biodiversité. Pour ce faire, il ambitionne de creuser le concept d'arguments

moléculaires pour la conservation de la biodiversité»: «Si nous découvrons qu'une plante renferme des composés potentiellement efficaces contre une bactérie dangereuse et résistante aux antibiotiques, nous pourrions aussi montrer que cette plante, si précieuse, provient d'un biome particulier, d'un écosystème, et qu'elle n'existe peut-être qu'en interaction avec les autres espèces. Il convient donc de protéger cet écosystème unique pour préserver cette source d'antibiotique.»

Du terrain au laboratoire

Concrètement, le processus pour déterminer le métabolome d'une plante se passe de la manière suivante. Sur le terrain, des «collecteurs-trices» équipés d'un smartphone parcourent un écosystème à la recherche de plantes, d'insectes, de bactéries ou de champignons. Une application leur permet d'enregistrer la date, l'heure et l'endroit de la collecte. L'échantillon prélevé, par exemple quelques feuilles, est d'abord roulé dans un simple filtre à café, puis inséré dans un tube en plastique et plongé dans de l'azote liquide. De retour au laboratoire, «par sublimation, la plante va se retrouver privée de tout ce qui est aqueux, explique Pierre-Marie Allard. Ensuite, nous en prélevons environ 50 mg, puis broyons la matière sèche dans un solvant pendant quelques secondes pour en extraire le contenu chimique. C'est tout! Expérience faite, nous pouvons préparer environ 200 échantillons dans la journée.»

Approches computationnelles

Ultime étape ou presque, les scientifiques injectent ces échantillons dans le spectromètre de masse, une technologie sans laquelle l'Earth Metabolome Initiative serait difficilement envisageable. Pour la petite histoire, Pierre-Marie Allard se souvient d'ailleurs volontiers de l'époque, pas si lointaine, où isoler une molécule d'une plante prenait un temps considérable. «Durant ma thèse, je n'ai eu le temps d'étudier que trois plantes en trois ans et d'isoler une cinquantaine de molécules seulement». Aujourd'hui, la spectrométrie de masse permet d'effectuer les mêmes tâches rapidement et avec une précision incomparable: «Nous pouvons analyser les molécules constituant

des extraits de plantes en quantité infime, de l'ordre du femtomolaire, ce qui correspond à un petit tube de 1 ml dissout dans le volume du lac Léman!»

Avec la spectrométrie de masse, qui délivre des résultats en quelques minutes seulement, Pierre-Marie Allard utilise des approches dites non ciblées qui génèrent un maximum de spectres. «Nous en obtenons entre 2000 à 5000 par extrait, ce qui rend évidemment impossible toute approche d'interprétation manuelle, puisqu'au final nous en aurons des centaines de millions. C'est la raison pour laquelle nous développons des outils de spectrométrie de masse computationnelle». Les données obtenues se voient ainsi organisées sous forme de graphe de connaissance, une approche nouvelle en métabolomique, mise au point par Tim Berners Lee, l'inventeur du Web. «C'est une stratégie particulièrement intéressante qui nous offre la possibilité de comparer des données recueillies à des années d'intervalle par des équipes différentes et, surtout, de les rendre facilement accessibles à toutes et à tous, court-circuitant ainsi les systèmes de publication classique.»

Une certaine idée de la science

L'accessibilité, voici l'un des maîtres-mots, le credo même, de la démarche de Pierre-Marie Allard. «Nous documentons publiquement tous nos processus de travail, nos techniques de collecte et les mettons à disposition en ligne! Nous partageons non seulement nos réflexions initiales et nos méthodes, mais aussi toute la chimiodiversité de la planète que nous documentons!» Bien que l'idée d'open science fasse peu à peu son chemin, elle ne s'avère pas toujours évidente à implémenter dans un monde où les scientifiques, en concurrence, souhaitent publier les résultats de leurs recherches dans des revues à fort impact qui, pour la plupart, exigent un abonnement. «C'est tout de même stupéfiant de devoir payer pour les lire alors que leur travail est financé par des deniers publics», déplore le chercheur. Mais de tout dévoiler, n'est-ce pas risquer de se faire plagier? «On ne saurait complètement l'exclure, avoue Pierre Marie-Allard, même si nous pensons que cela va plutôt générer des phénomènes collaboratifs. De toute ma-

nière, avec Emmanuel Defossez, nous savons très bien que nous ne pourrions pas, seuls, profiler la totalité des espèces. Par nature, notre projet se doit donc d'être collaboratif.» D'ailleurs, les deux compères visent même au-delà du monde académique. «Nous souhaitons atteindre la politique, l'industrie, les parcs nationaux, le public même, car nous sommes convaincus que notre projet peut profiter à l'ensemble de la société humaine.» Pour l'heure, une septantaine de personnalités issues du monde de la recherche soutiennent l'initiative. «Nous cherchons maintenant à implémenter les mécanismes qui permettront à tout-e chercheur-euse ou citoyen-ne intéressé-e à rejoindre et participer concrètement à l'Earth Metabolome Initiative. C'est un point crucial. Ce projet doit être celui d'une communauté!» Le navire Earth Metabolome Initiative est encore à quai, mais plus pour longtemps. Embarquement immédiat.

Christian Doninelli est rédacteur à Unicom.

Notre expert ► **Pierre-Marie Allard** est pharmacien de profession, découvre les joies de la chimie des substances naturelles dans le laboratoire du Professeur Joël Boustie. Il poursuit ensuite avec une thèse à l'Institut de chimie des substances naturelles aux côtés de Françoise Guéritte, co-découvreuse du Taxotère, un anticancéreux puissant. Il effectue un premier post-doctorat au Brésil avant de s'orienter vers les techniques qui permettent d'analyser la chimie des molécules en mélange. A Genève, chez le Professeur Jean-Luc Wolfender, il développe un intérêt pour les approches computationnelles servant à interpréter les spectres de masse. Depuis 2021, il a établi son groupe de recherche, le COMMONS Lab, à l'Université de Fribourg, au sein duquel il gère également l'Unité métabolomique de la Plateforme Metabolomics And Proteomics Platform (MAPP). pierre-marie.allard@unifr.ch



Biologische Zauber Künstler

Klein, aber oho: Zebrafische sind in der Lage, bei Bedarf eine neue Schwanzflosse herzustellen oder Schäden an ihren Herzen zu flicken.

Die Forschungsgruppe um Anna Jazwinska arbeitet an der Entschlüsselung dieser erstaunlichen Fähigkeiten. **Ori Schipper**

Wenn ein Plattwurm in der Mitte entzwei-gerissen wird, wächst aus dem Vorderteil ein neuer Schwanz – und aus dem Hinter-teil ein neuer Kopf. Auch Seesterne und einige weitere Wirbellose verfügen über die an ein Wunder grenzende Fähigkeit, aus einem Bruchteil den ganzen Körper wiederherzustellen. Doch im Laufe der Evolution ist dieses Regenerationspoten-zial zusehends kleiner geworden. Auf den ersten Blick erstaunt, dass eine so nützliche Fähigkeit, wie verlorene Körperteile zu er-setzen, bei der Weiterentwicklung des Le-bens irgendwann abhandenkommt. Doch beim zweiten Blick fällt auf: Je komplexer der Körperbau, desto schwieriger wird es, funktionstüchtige Ersatzteile zu erzeugen.

Endloses Regenerationsvermögen

Deshalb ist das Wiederherstellungspoten-zial der evolutionsgeschichtlich jüngeren Wirbeltiere limitiert. Während zum Bei-spiel der menschliche Körper in der Lage ist, wenige Millimeter dicke Fingerkuppen zu ersetzen, die ein Rasenmäher bei einem Unfall abtrennt, verfügen einige Fische und im Wasser lebende Molche über die Fähig-keit, ganze Gliedmassen neu auszubilden. «Sie gelten als Meister der Regeneration», sagt Anna Jazwinska. «Sie können so-gar mehrmals hintereinander den selben

Körperteil herstellen. Ihr Regenerations-vermögen ist unerschöpflich.» Schon seit mehr als zehn Jahren erforschen die Biolo-gieprofessorin und ihr Team an der Univer-sität Freiburg die verschiedenen Mechanis-men, die dieser verblüffenden Eigenschaft zugrundeliegen.

Für ihre Versuche züchten und untersu-chen sie Zebraabrlinge. In den vielen klei-nen blauen Plastikbecken, die in einem Raum hinter dem Labor der Forschungs-gruppe auf mehreren, bis zur Decke rei-chenden Regalen stehen, schwimmen rund 4000 dieser kleinen Süßwasserfische, die wenige Zentimeter lang werden und das Zebra in ihrem Namen fünf blauen Längs-streifen zu verdanken haben. Zebraabrlin-ge stammen ursprünglich aus Gewässern im Stromgebiet des Ganges. Weil sie jedoch genügsam und also leicht zu halten sind, und weil sie sich zahlreich vermehren (ein Weibchen laicht wöchentlich bis zu 100 Eier ab), sind die kleinen Fische heute welt-weit in zahlreichen Biologielaboren anzu-treffen, wo sie als Modellorganismen inten-siv erforscht werden.

Zartes und weiches Gewebe

Jazwinska und ihr Team studieren die Hei-lungsprozesse, die einsetzen, wenn man den Zebraabrlingen zum Beispiel die

Schwanzflosse abschneidet. «Wir ahmen damit eine Situation nach, in der die Fische von Fressfeinden gebissen werden», sagt Ja-zwinska. An der Wunde bildet sich zuerst «ein sehr zartes und weiches Gewebe», das in der Fachsprache Blastem genannt wird. Es besteht aus sogenannten Vorläuferzelen, also aus ausgereiften Körperzellen im Stumpf, die aufgrund der Verletzung ihre molekulare Uhr zurückgedreht und sich zurückentwickelt haben, in einen Zustand, in dem sie sich vermehren können. Im Ver-lauf von drei bis vier Wochen entsteht aus dem Blastem eine komplett neue Schwanz-flosse. «Dabei verschiebt sich das Blastem immer weiter nach hinten», sagt Jazwinska. «Noch ist nicht geklärt, wie die Zellen ihre genaue Lage erkennen und wie sie merken, wann die Schwanzflosse zu Ende ist. Aber nach drei bis vier Wochen weist die neue Flosse die gleiche Struktur und Musterung auf wie die alte.»

Weil die Vorläuferzellen im Blastem sich nur teilweise zurückentwickeln, kön-nen sie nur eine begrenzte Auswahl von verschiedenen Zellen bilden. So entstehen etwa aus spezialisierten Muskelvorläufer-zellen neue Muskeln. Und aus Vorläufer-zellen für Knochen entwickeln sich neue Knochenzellen. «Wegen dieser Spezialisie-rung sind die Vorläuferzellen im Blastem

der Fische nicht mit einem erhöhten Tumorrisiko verbunden», sagt Jazwinska. Dadurch unterscheiden sie sich von menschlichen Stammzellen, von denen sich die regenerative Medizin aktuell zwar sehr viel verspricht, aber bei denen die Gefahr, einen Krebs auszulösen, ein leider noch ungelöstes Thema ist.

Frostbeulen am Herzen

Um ein möglichst vollständiges und umfassendes Bild der Regeneration zeichnen zu können, vergleicht das Team um Jazwinska mehrere unterschiedliche Heilungsprozesse. So interessieren sich die Forschenden neben der Regeneration der Schwanzflosse etwa auch dafür, wie sich das Herz der Zebrafische von einer Verletzung erholt. Für diese Fragestellung haben die Forschenden eine besondere Technik entwickelt, die den Fischen möglichst wenig Schmerzen bereitet. Und die gemäss Jazwinska zudem zuverlässige, das heisst gut reproduzierbare Resultate liefert. Die Forschenden kühlen eine dünne Nadel in flüssigem Stickstoff ab – und halten sie dann während 20 Sekunden an das Herz. «Die Zebrafische haben kein Brustbein, ihr Herz liegt gleich unter der Haut und ist viel leichter zugänglich als bei uns», sagt Jazwinska. Diejenigen Zellen, die im direkten Kontakt mit der Nadel stehen, sterben ab, weil das Wasser in ihrem Inneren zu Eiskristallen gefriert, was die Zellen schliesslich zum Platzen bringt.

Dass die Frostbeulen am Herzen von den Fischen gut vertragen werden, merken die Forschenden um Jazwinska auch daran, dass sich die Fische normal verhalten: Sie schwimmen und fressen. «Sie sind auch nach dem kleinen Eingriff imstande, die lebenden kleinen Krebstierchen zu fangen, mit denen wir sie füttern», sagt Jazwinska. Die von der Kälte ausgelösten Verletzungen lassen sich ein Stück weit mit den Schäden nach einem Herzinfarkt vergleichen, meint Jazwinska. Denn obwohl die Infarktschäden aus einem anderen Grund entstehen – die Zellen sterben ab, weil sie nach einem Gefässverschluss keinen Sauerstoff mehr kriegen –, betrifft der Herzinfarkt wie auch die Erfrierung jeweils nur einen bestimmten Bereich des Herzmuskels.

Bei uns Menschen bleibt das Herz nach einem Infarkt ein Leben lang geschädigt. Das hat auch damit zu tun, dass das menschliche Herz eine Hochleistungspumpe ist, die einem Blutdruck von über 120 Millimeter Quecksilbersäule widerstehen muss. Ein solcher Druck würde das zart-weiche Reparaturgewebe sofort auseinanderreißen. Um einen allfälligen Schaden im Muskel möglichst rasch einzugrenzen, muss das menschliche Herz deshalb Narben bilden. Doch bei den Fischen genügt ein Druck von 2.5 Millimeter Quecksilber, um das Blut durch den kleinen und horizontal angeordneten Körper zu pumpen. «Die Zebrafische haben keine Veranlagung zur Narbenbildung», sagt Jazwinska. So heilen die Schäden an ihren Herzen innerhalb von vier Wochen vollständig aus.

«Bei uns Menschen bleibt das Herz nach einem Infarkt ein Leben lang geschädigt»

Ob eine Verletzung komplett ausheilt oder ob sie stattdessen vernarbt, hängt nicht nur vom Blutdruck, sondern unter anderem auch davon ab, welche Eiweiss- oder Kollagenfasern im Wundverschluss zu finden sind. Während Säugetierzellen vor allem das Kollagen 1 ausscheiden, nutzen Zebrafische in erster Linie das Kollagen 12, erklärt Jazwinska. Die beiden Versionen gehören zur gleichen Eiweissfamilie und sind zwar eng miteinander verwandt, doch die feinen strukturellen Unterschiede in den Fasern beeinflussen das Verhalten der Zellen in ihrer Umgebung: Während das Kollagen 1 zur raschen Bildung eines reissfesten Pfropfens beiträgt, sorgt das Kollagen 12 für ein Gerüst, an dem sich die Zellen entlanghangeln können, um in etwas mehr Zeit einen voll funktionstüchtigen Ersatz herzustellen.

Wie das Team um Jazwinska herausgefunden hat, können die Heilungsprozesse am Herzen mit bestimmten Chemikalien

wie etwa Vitamin D angekurbelt und mit anderen Substanzen, wie etwa dem Stresshormon Cortisol, abgebremst werden. In der Tat verlangsamt sich der Neubau des Herzmuskels wenn die Fischchen sozial gestresst sind. «Für einen Versuch haben wir mehrere Fische jeweils für eine Stunde pro Tag in ein kleines Becken getan. Das genügte, um die Regeneration des Herzens zu hemmen», sagt die Entwicklungsbiologin.

Erstaunlicherweise wirkte sich der Dichtestress der Zebrafische nur auf die Heilungsprozesse im Herzen aus. Auf die Bildung einer neuen Schwanzflosse hatte das jeweils einstündige Gedränge im Wasserbecken allerdings keinen Einfluss, obwohl die beiden Reparaturprozesse zumindest auf molekularer Ebene auf sehr ähnlichen Mechanismen beruhen. Dass die Heilung des Herzens und die Heilung der Wunde am Schwanz offensichtlich unterschiedlich auf sozialen Stress reagieren, zeigt für Jazwinska jedenfalls: «Es gibt nicht nur schwarz und weiss. Die Regeneration ist ein wunderbarer, hochkomplexer und sehr empfindlicher Vorgang.»

Ori Schipper ist freischaffender Wissenschaftsjournalist.

Unsere Expertin ► **Anna Jazwinska** ist Professorin am Departement für Biologie der Universität Freiburg.
anna.jazwinska@unifr.ch

Au-delà du bilinguisme



Depuis les années 1990, la stratégie de communication de l'Université de Fribourg est systématiquement axée sur le bilinguisme. Or, actuellement, aussi bien le nombre que le pourcentage d'étudiant·e·s germanophones de l'alma mater sont en baisse. Analyse avec la Rectrice de l'Unifr Katharina Fromm, le Doyen de la Faculté de droit Jacques Dubey et le Syndic de Fribourg Thierry Steiert. **Patricia Michaud**

Comment expliquer la baisse du pourcentage – et du nombre – d'étudiant·e·s germanophones à l'Unifr?

Katharina Fromm: Ich glaube, dass verschiedene Faktoren dazu beitragen, dass sich das Verhältnis Deutschsprachige zu Französischsprachigen verschoben hat. Zum einen gibt es in der deutschsprachigen Schweiz neue Universitäten, die gegründet wurden. Zum Beispiel bietet die



© STEMUTZ.COM

Katharina Fromm est rectrice de l'Université de Fribourg. Elle est également professeure de chimie. katharina.fromm@unifr.ch

Universität Luzern Studiengänge an, die unseren sehr ähnlich sind. Studierende aus der Innerschweiz gehen daher heute vielleicht eher nach Luzern. Auch aus dem Tessin – aus diesem Kanton kommen ja auch einige deutschsprachige Studierende – kam es durch die direkte Zuglinie nach Zürich ebenfalls zu einer gewissen Umlenkung von Studierenden. Und schliesslich ist der traditionell katholische Aspekt der Universität vielleicht auch nicht mehr so stark wie früher.

Thierry Steiert: Ein Problem, das man manchmal unterschätzt, ist, dass die Stadt Freiburg in der Deutschschweiz immer mehr als rein französischsprachig wahrgenommen wird. Viele Deutschschweizer_

innen wissen gar nicht mehr, dass Freiburg an der Sprachgrenze liegt und dass die Stadt auch eine deutschsprachige Identität hat. Dies wird auch auf die Universität übertragen und manche Studierende denken, man könne hier nur auf Französisch studieren. Wenn in den deutschsprachigen Medien von Freiburg die Rede ist, wird oft der französische Namen erwähnt: «In Fribourg hat sich etwas ereignet...». In der kantonalen Verfassung steht aber klar: «La capitale du canton est Fribourg en français et Freiburg en allemand». Wir sind daran ein zweisprachiges Logo der Stadt zu entwickeln; bis heute ist das Logo ja «Ville de Fribourg». Wir haben auch zusammen mit der Universität Produkte entwickelt auf denen es beide Bezeichnungen gibt.

Jacques Dubey: A mon avis, cette évolution s'inscrit dans un phénomène global en Suisse de perte de l'appétence pour la langue partenaire. En l'occurrence, de perte d'intérêt du côté de la Suisse alémanique pour le français. Si on regarde quels cantons maintiennent le français comme première langue «étrangère», il n'y a sauf erreur plus que Berne, Soleure et Bâle. Tous les autres sont passés à l'anglais. Dans ces circonstances, c'est sûr que si l'Université de Fribourg se positionne comme une université bilingue, elle attire moins, car il y a moins d'intérêt à venir se confronter à la langue française. La perte du sentiment identitaire catholique joue aussi beaucoup. Les Alémaniques ne venaient pas forcément ici parce qu'on était bilingue, mais parce qu'on appartenait à une certaine tradition de pensée. Et l'école de pensée fribourgeoise – qui ne concernait d'ailleurs pas que la théologie mais aussi, par exemple, la linguistique française ou l'économie politique – est peut-être moins forte actuellement, en raison des modes de recrutement et de l'internationalisation de l'enseignement.

Au fond, que veut-on dire par université «bilingue»?

Jacques Dubey: A la Faculté de droit, le bilinguisme est compris ainsi: on peut faire un cursus exclusivement en français, exclusivement en allemand ou panacher. Tous les cours obligatoires et pratiquement tous les cours à option sont proposés en deux modes et ont lieu en même temps. Or, cette

possibilité d'opter pour un cursus complètement germanophone n'est probablement pas assez connue. En se vendant uniquement comme une université bilingue, on donne à penser que les étudiant·e·s sont obligé·e·s de se confronter à la langue partenaire en venant à Fribourg, ce qui n'est pas du tout le cas. Pour rebondir sur la question du logo évoquée par Thierry Steiert: la charte visuelle de l'Université oblige à utiliser un logo bilingue. Mais je pense que c'est déjà trop! On devrait être autorisé à utiliser un logo exclusivement en allemand lorsqu'on fait une campagne en allemand et exclusivement en français lorsqu'on s'adresse à des francophones.

«En se vendant uniquement comme une université bilingue, on donne à penser que les étudiant·e·s sont obligé·e·s de se confronter à la langue partenaire en venant à Fribourg, ce qui n'est pas du tout le cas» Jacques Dubey

Est-ce que cette possibilité d'étudier à l'Unifr sans parler un mot de la langue partenaire concerne aussi les autres facultés?

Katharina Fromm: Das ist in den Fächern sicherlich richtig, in welchen die Sprache besonders wichtig ist. In den Naturwissenschaften haben wir nicht das Personal, um das ganze Studium parallel auf Deutsch oder auf Französisch anzubieten. Entsprechend gibt es in den Naturwissenschaften sogar ein dreisprachiges Studium mit Kursen, die gemischt auf Deutsch, Französisch und Englisch angeboten werden. Aber es gibt durchaus viele Studienrichtungen, in denen man nur auf Deutsch, nur auf Französisch oder mit einer «mention bilingue» studieren kann.

D'après vous, Jacques Dubey, l'Université devrait-elle carrément renoncer à se positionner comme bilingue?



© STEMUTZ.COM

*Jacques Dubey est doyen de la Faculté de droit et professeur de droit constitutionnel.
jacques.dubey@unifr.ch*

Jacques Dubey: Attention, nous tenons beaucoup aux cursus bilingues. Comme vient de le dire Katharina Fromm, ils sont valorisés par le biais de mentions, notamment «bilingue» et «bilingue plus». Nous sommes aussi en train d'introduire une mention «prestations en anglais». Nous favorisons donc autant que possible la confrontation à l'autre langue nationale et à l'anglais. L'attractivité de la Faculté de droit en Suisse romande tient beaucoup à l'existence de sa section alémanique. Les Romand-e-s sont très intéressé-e-s à venir faire du droit en allemand, car dans notre pays le 80% de la doctrine et de la jurisprudence est produit dans cette langue. Mais du point de vue du message vers la Suisse alémanique, je pense que nous serions bien inspiré-e-s d'insister sur le fait – en tout cas pour les facultés concernées – que nous proposons aussi des cursus exclusivement germanophones pour qui le souhaite. Parce que ce Selbstverständnis de notre caractère bilingue n'est plus évident pour tout le monde en Suisse.

Il n'est pas dit que ce soit notre argument de vente le plus fort désormais. Il peut même avoir un effet de repoussoir.

Y a-t-il donc un virage à opérer au niveau de la communication de l'Université en matière de bilinguisme?

Jacques Dubey: En ce qui concerne la Faculté de droit, je pense que notre communication à l'intention de la Suisse alémanique doit vraiment insister sur le côté facultatif, optionnel, du français. Faire passer le message que nous ne sommes pas une faculté romande. Nous sommes la plus suisse des facultés avec une possibilité de faire ses études exclusivement en allemand. J'utilise l'image du Coca Zéro: celles et ceux pour qui le français est le Hassfach ne vont pas être séduit-e-s par l'argument francophile de l'Université. Il faut leur offrir le contraire, la garantie d'études «zéro français». Pour ceux et celles-là, il faut vendre l'Unifr autrement que par son bilinguisme, mettre en avant ses autres attraits. Justement, il me semble qu'à partir des années 1990, notre alma mater s'est systématiquement positionnée comme une institution bilingue. Probablement était-ce juste à l'époque. Mais aujourd'hui je pense qu'un shift doit être opéré.

Katharina Fromm, cette politique de quasi systématique mise en avant du bilinguisme comme argument de vente de l'Unifr est-elle remise en question?

Katharina Fromm: Es ist, so glaube ich, in der DNA der Universität, dass man zweisprachig ist. Man lebt es ja auch im Alltag. Wir haben aber aufgrund der Tatsache, dass die deutschsprachigen Studierenden schwinden, eine Taskforce gegründet zur Frage, wie man am besten kommunizieren kann, dass es sehr viele Studiengänge gibt, die man nur auf Deutsch studieren kann. Wir hatten in unserer Frühlingskampagne Plakate in der Deutschschweiz, waren online und in den sozialen Medien präsent. Aber es ist auf jeden Fall ein wichtiger Punkt, auch andere starke Merkmale der Universität hervorzuheben, wie zum Beispiel den extrem guten und persönlichen Kontakt zwischen Studierenden und Lehrenden. In der Phase nach Covid, in der sich die jungen Leute noch engeren

Kontakt mit den Lehrpersonen wünschen, macht dies besonders Sinn.

Thierry Steiert: Wir von der Stadt sind auch besorgt, dass die Anzahl der deutschsprachigen Studierenden abgenommen hat und beteiligen uns mit unserem Kommunikationsdienst ebenfalls an dieser Kampagne. Es ist schliesslich im Interesse der Stadt mit ihren 40'000 Einwohnerinnen und Einwohnern und rund 11'000 Studierenden. Ich sage immer: «Wenn es der Uni gut geht, geht es der Stadt gut.» Was wir gerne hätten, ist, dass man vielleicht den Aspekt «Universitätsstadt par excellence» noch verstärkt. Und die Gymnasiast_innen, die kurz vor einer Entscheidung stehen, fragt: «Willst du in einer Unistadt studieren, die



© STEMUTZ.COM

*Thierry Steiert est syndic de la Ville de Fribourg.
secretariat.syndic@ville-fr.ch*

dir ein einmaliges Studentenleben bietet?» Hier in Freiburg steht den Jugendlichen etwas zur Verfügung, das typisch deutsche Unistädte wie Tübingen, Göttingen oder Heidelberg anbieten: Eine super Universität und zusätzlich auch noch eine hervorragende Lebensqualität. Ein kulturelles Angebot, ein Sportangebot, alles in unmittelbarer Nähe. Und zudem sind die Lebenskosten in Freiburg im Vergleich zu anderen Unistädten niedrig.

Was sind – neben den Aspekten wie der Lebensqualität in der Stadt – die Hauptverkaufsargumente der Unifr?

Katharina Fromm: Meiner Meinung nach ist die grosse Stärke der Universität die Pflege der persönlichen Kontakte, die wir vorher erwähnt haben. Die Möglichkeit, in kleinen Gruppen zu arbeiten und das sehr gute Verhältnis zwischen Studierenden und der Professorenschaft. Wir bieten natürlich auch ein grosses Angebot an verschiedenen Fächern an und werden es bald ausbauen mit einer sechsten Fakultät für Erziehungs- und Bildungswissenschaften.

«Willst du in einer Unistadt studieren, die dir ein einmaliges Studentenleben bietet?» **Thierry Steiert**

Dieses breite Angebot – sowie Spitzenforschung und Spezialisierungen wie etwa das Schweizerische Institut für Islam und Gesellschaft, das Institut für Föderalismus oder das neue Institut für Lebensmittelwissenschaften – machen die Universität wirklich attraktiv.

Si l'Unifr n'était pas bilingue, elle pourrait donc sans problème s'appuyer sur d'autres arguments pour attirer des étudiant-e-s?

Jacques Dubey: Absolutement! Lors des deux derniers examens fédéraux de médecine, la Faculté des sciences et de médecine de l'Unifr s'est distinguée en obtenant les meilleurs résultats du pays. Cela, vous ne l'obtenez pas sans avoir une cohésion particulière entre les professeur-e-s qui ont conçu ce programme et ont mis au point une pédagogie particulière. C'est permis par la taille fribourgeoise, par l'esprit de Fribourg lié à cette taille.

Katharina Fromm: Pour compléter: récemment, l'Unifr a été classée troisième Université en Suisse à former les cadres. Le nombre de personnalités politiques qui sont passées par l'Unifr est d'ailleurs assez impressionnant.

Pour en revenir au bilinguisme: Thierry Steiert, vous avez indiqué que Fribourg est de plus en plus perçue comme pure romande en Suisse alémanique...

Thierry Steiert: Cette perception n'est pas en soi étonnante. La part des habitant-e-s germanophones de la ville a diminué, au point de devenir relativement faible. La langue de travail est essentiellement le français. Une personne vivant à Fribourg qui ne parle que l'allemand sera un peu perdue, ce qui n'est pas forcément le cas à Bienne, où la proportion de personnes parlant la langue minoritaire – en l'occurrence le français – est beaucoup plus élevée. Il faudrait d'ailleurs arrêter de comparer Bienne et Fribourg, qui ont des réalités complètement différentes. Or, malgré sa faible proportion de germanophones, Fribourg est située à la frontière des langues et a une identité – et une histoire – germanophone comme francophone. Il est donc important de mettre en valeur ce bilinguisme même si la seule langue officielle – au niveau juridique – est le français. L'administration fribourgeoise pratique ce qu'on appelle le «bilinguisme pragmatique»: tout est traduit et on répond aux questions des citoyen-ne-s germanophones dans leur langue.

Dans un contexte de globalisation, l'Unifr n'aurait-elle pas meilleur temps de dépasser la notion de bilinguisme et de se tourner vers l'anglais, notamment afin d'attirer davantage d'étudiant-e-s étrangers?

Katharina Fromm: Dass man die Universität international positioniert ist natürlich wichtig, aber das tun wir eher über die Forschung. Indirekt wird dann auch über die Universität Freiburg, die Stadt und den Kanton geredet, was letztendlich ein Pluspunkt ist. Wir haben im Moment einen Anteil von 17 Prozent internationaler Studierender, viele aus Frankreich und Deutschland. Um den Anteil der Deutschsprachigen zu erhöhen, so könnte man argumentieren, sollten wir vielleicht mehr Werbung machen in Deutschland und Österreich. Ich glaube aber, dass es wichtig ist, weiterhin Studierende aus der Deutschschweiz anzuziehen. Also sollten wir wohl

eher vor Ort, in den verschiedenen Kantonen, noch aktiver Werbung machen.

Thierry Steiert: Mir ist es ein Anliegen, dass die Nationalsprachen nicht nur gelehrt werden, sondern dass man sie auch qualitativ gut pflegt. Das Fördern der englischen Sprache führt schon zu einer gewissen Gefährdung des guten Beherrschens der Muttersprache, nicht zuletzt der zweiten oder dritten Nationalsprache. Klar kann man heute Englisch nicht mehr umgehen, gerade im Bereich der Naturwissenschaften. Aber man sollte nicht vergessen, wie viele schöne Sprachen wir hier haben, die sogar europäische Kultursprachen sind.

Patricia Michaud est journaliste indépendante.

Verschiebung von der deutschen zur französischen Sprache

Die Universität Freiburg ist seit Anbeginn 1889 vielsprachig. Als einzige Universität auf «katholischem Boden» lockte sie viele Studierende aus dem Ausland, aber natürlich vor allem aus der deutschsprachig dominierten Schweiz an. Trotz zunehmender Entkonfessionalisierung wird noch Ende der 70er Jahre eine «Germanisierung» beklagt. Ab den 90er Jahren wird die Zweisprachigkeit systematisch zum neuen Identifikationsmerkmal und Mehrsprachigkeit als ökonomische Ressource verstanden. 2010 gaben erstmals mehr Studierende Französisch als Deutsch an bei der Frage nach der gewünschten Korrespondenzsprache. 2023 wollten 64,4 Prozent auf Französisch, 32,2 Prozent auf Deutsch und 3,4 Prozent am liebsten auf Englisch angeschrieben werden. Noch 2004 erreichte Deutsch einen Höhepunkt mit 5430 Studierenden. In nicht einmal 20 Jahren sind über 2000 Studierende weggefallen (2023: 3277). Bei der französischen (Korrespondenz-) Sprache geschieht derweil genau das Gegenteil. Mit 6549 Studierenden verzeichneten sie letztes Jahr rekordhohe Immatrikulationszahlen.

People & News

L'Unifr se réjouit de compter deux nouveaux membres dans son corps professoral à partir du 1^{er} août 2024. **Bastian Grossenbacher** Rieck rejoint le Département d'informatique de la Faculté des sciences et de médecine, tandis que **Caroline Rusterholz** enseignera l'Histoire contemporaine du XIX^e au XXI^e siècles à la Faculté des lettres et des sciences humaines.

Le Conseil d'Etat autorise l'hôpital fribourgeois (HFR) à utiliser l'appellation «**hôpital de formation universitaire et de recherche**». Cette décision souligne le rôle et les prestations de qualité de l'HFR en matière d'enseignement et de recherche. En effet, l'Université de Fribourg offre depuis 2019 l'entier de la formation en médecine humaine grâce à ses deux filières d'études, à savoir le bachelor (BMed) et le master (MMed). Celles-ci ont été accréditées fin 2021 par le Conseil suisse d'accréditation. La qualité de cette formation est reconnue et se concrétise par les excellents résultats aux examens fédéraux des étudiant·e·s diplômé·e·s de l'Unifr. Cette appellation permettra à l'HFR de se positionner de manière concurrentielle dans le paysage suisse et d'améliorer son attractivité en termes de recrutement de personnel qualifié. De plus, elle donnera un signal fort pour les patient·e·s de la région.

Le 7 mai dernier, à l'occasion de la **Journée de l'Europe**, le Professeur **László Trócsányi**, membre du Parlement européen, recteur de l'Université Károli Gáspár de l'Eglise Réformée de Hongrie et ancien ministre de la Justice de Hongrie, la Docteure **Hanna Machińska**, ancienne commissaire adjointe aux droits de l'homme de Pologne, l'Ambassadeur de l'Union européenne en Suisse **Petros Mavromichalis**, la Professeure

Astrid Epiney, directrice de l'Institut de droit européen de l'Unifr et la Professeure **Natasha Wunsch**, directrice du Centre d'études européennes de l'Unifr se sont penché·e·s sur les succès, défis et perspectives des 20 ans d'élargissement de l'UE à l'Est.

Le 20 juin 2024, l'Université de Fribourg a eu le plaisir d'organiser la huitième finale suisse du concours francophone **Ma thèse en 180 secondes**. Réservé aux docteur·e·s, ce concours vise à mettre en avant leurs qualités de communication, leur enthousiasme et leur passion pour la recherche en un événement ludique qui s'adresse au public le plus large. Sélectionné·e·s au terme de compétitions organisées dans chaque université romande (Fribourg, Genève, Lausanne, Neuchâtel et EPFL) ainsi qu'à l'Université de Zurich, les 16 finalistes (trois par institution, une pour Zurich) disposaient de trois minutes chacun·e, et pas une seconde de plus, pour faire découvrir au public l'objet de leur recherche. Le jury, composé de personnalités des médias, de la société civile et du monde académique, a attribué trois prix: le premier prix (1500 francs) à **Joanna Vuille**, Université de Lausanne avec son travail intitulé «Etude de la progression tumorale et des métastases par les cellules tumorales circulantes»; le deuxième prix (1000 francs) à **Kathinka Salzmann**, Université de Genève et sa thèse «Traduire Topdog/Underdog, de Suzan-Lori Parks: un cas de répétition et de révision, ou comment faire jazer la langue française»; le troisième prix (750 francs) à **Félix Delerm**, Université de Neuchâtel et sa thèse sur «La responsabilisation en tant qu'outil juridique dans la lutte contre les maladies non transmissibles». La lauréate du premier prix ira défendre les couleurs de la Suisse lors de

la finale internationale, le 21 novembre prochain, à Abidjan (Côte d'Ivoire). Elle s'y mesurera avec les candidat·e·s venu·e·s du Québec, de France, de Belgique, du Maroc et de quinze autres pays d'Afrique, d'Europe de l'Est et du Moyen Orient. Le public dans la salle et en ligne a également pu voter pour attribuer le prix du public (750 francs), qui est revenu à **Stella Laperrousaz** de l'EPFL avec son travail sur le «Développement de fibres électroniques et optoélectroniques souples par étirage à chaud».

La **Junior Entreprise Fribourg** a été honorée du titre de «Junior Entreprise de l'année 2024» par un jury mandaté par Junior Entreprises Switzerland. Cette prestigieuse distinction a été annoncée lors du National Meeting Closing, un événement majeur de la communauté des Junior Entreprises, qui s'est tenu le samedi 11 mai 2024 au Palais Fédéral à Berne. La Junior Entreprise Fribourg, association de l'Université de Fribourg composée de 29 membres, s'engage à fournir une première expérience pratique aux étudiant·e·s tout en établissant des liens solides entre le monde professionnel et universitaire. En tant qu'actrice de la vie étudiante, la JEF a été impliquée cette année dans des événements clés tels que l'organisation du Career Forum, un salon de recrutement rassemblant une trentaine d'employeurs potentiels pour les étudiant·e·s. Elle a également orchestré avec succès la troisième édition de sa soirée étudiante la JEF by Night. De plus, ses membres ont activement participé à plusieurs rassemblements nationaux et internationaux au sein de la communauté des Junior Entreprises.



© STEMUTZ.COM

Jörn Dengjel

Professor für Medizinische Proteomforschung
am Departement für Biologie

Was langweilt Sie?

Routinetätigkeiten werden
sehr schnell langweilig

Worin sollten Sie sich üben?

In Geduld und im Zuhören

Wovon haben Sie keine Ahnung?

Von sehr viel

Woran glauben Sie?

An die Möglichkeit, sein
Leben selbstbestimmt
gestalten zu können

Ihre wichtigste Charakter- eigenschaft in Bezug auf Ihre Arbeit?

Fleiss und Motivationsfähigkeit

Welche Frage stellen Sie sich immer wieder?

Warum tue ich mir das an?

Haben Sie einen Tick?

Beim Fussballschauen
brauche ich Bier und Chips

Wovor haben Sie Angst?

Vor nicht viel ausser vor Spinnen.
Angst treibt mich nicht an. Ich hoffe sehr,
dass meine Familie gesund bleibt

Möchten Sie lieber sterben oder als Tier weiterleben?

Gute Frage, kommt aufs Tier an

Was bringt Sie zum Weinen?

Sehr viel. Da reicht schon ein guter Film

Eine Fähigkeit, die Sie gerne hätten?

Ein photographisches
Gedächtnis

Ihre liebste Tageszeit?

Ich bin definitiv kein
Morgenmensch



26
11.2024

**Informationstag auf
Deutsch zu den
Bachelorstudiengängen**

27
11.2024

**Journée d'information
en français sur les études
bachelor**

